

BESPRECHUNGEN

Allgemeines, Festschriften, Handbücher, Quellen, Sammelwerke

Kornelia GRUNDMANN / Irmtraut SAHMLAND (Hg.): Concertino. Ensemble aus Kultur- und Musikgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Gerhard Aumüller (Schriften der Universitätsbibliothek 131). Marburg: Universitätsbibliothek 2008. 305 S., zahlr. Abb., € 20,00 (ISBN 978-3-8185-0452-6)

Das besprochene Werk macht seinem Namen alle Ehre, denn es vereint wie ein kleines Konzert Artikel aus unterschiedlichen Fachrichtungen, Epochen und Inhalten. Was hält diese Sammlung zusammen? Die Person des Marburger Mediziners Gerhard Aumüller, dem die Festschrift gewidmet wurde und dessen vielfältige Interessen sich in der Themenbreite des vorliegenden Buchs spiegeln. Um Gerhard Aumüller selbst geht es in diesem Werk nur sehr am Rande. Zwischen vielen anderen Biografien von Marburger Anatomen nennt ihn Kornelia GRUNDMANN und geht auf seine wichtigsten Lebensstationen ein. Im Anhang findet sich zudem ein Verzeichnis der medizin- und musikhistorischen Publikationen und Vorträge Aumüllers. Die Medizingeschichte, deren Zunft die Rezensentin angehört, kennt den Jubilar allerdings in erster Linie über die Hospitalgeschichte Hessens und die historische Aufarbeitung der Medizinischen Fakultät Marburg im Nationalsozialismus.

Aus dem bunten Strauß unterschiedlicher Artikel muss ich mich im Folgenden auf einige wenige konzentrieren, ohne damit die restlichen als unbedeutend klassifizieren zu wollen. Mehrere Artikel greifen Themen aus der Vormoderne auf: Peter DILG präsentiert eine bisher kaum bekannte Schrift aus dem 16. Jahrhundert, Werner KÜMMEL stellt facettenreiche Aspekte der Arzt-Patienten-Beziehungen zwischen Juden und Christen dar, Marita METZ-BECKER beschäftigt sich mit der Medikalisierung der Geburt seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, wobei sie auch die Sicht der gebärenden Frauen einbringen kann, und Hans H. LAUER wirft einen Blick auf die moralisch durchgezogene Prävention venerischer Erkrankung über mehrere Epochen hinweg. Zu diesen ausgesprochen lesenswerten Beiträgen zählt auch der Artikel von Irmtraut SAHMLAND, der im Themenbereich „Anatomiegeschichte“ untergebracht wurde und sich mit dem Leichenmangel an der Universität Marburg in der Zeitspanne vom ausgehenden 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhundert beschäftigt. SAHMLAND gelingt ein quellennaher Einblick in die Problematik der Beschaffung toter menschlicher Körper, die sowohl für die anatomische als auch für die chirurgische Ausbildung der Mediziner benötigt wurden. Besonders hervorheben möchte ich, dass SAHMLAND die beteiligten Personen in ihren eigenen Denk- und Handlungsmustern auftreten lässt, ohne diese ahistorisch zu deuten. Im Mittelpunkt der differenzierten Darstellung stehen die verschiedenen Strategien, mit denen Hospitalinsassen der „Irrenhäuser“ Haina und Merxhausen die drohende Verwertung ihres Körpers für die medizinische Lehre zu umgehen versuchten, die Reaktionen der beteiligten Institutionen und schließlich die klandestinen Lösungswege der Obrigkeit. Ansonsten überwiegen unter den anatomiehistorischen Arbeiten biografische Beiträge, so von Helmut SIEFERT über Johann Christian Senckenberg, von Ingrid KÄSTNER über Wilhelm His senior und von Reinhard HILDEBRAND über Emil Ballowitz.

Wissenschafts- und technikhistorische Themen kommen in den biografischen Beiträgen von Karin STICHNOTHE-BOTSCHAFTER über Emil von Behring und von Christoph FRIEDRICH über Behrings weniger bekannten Mitarbeiter, den Apotheker und Bakteriologen Carl Friedrich Siebert zur Sprache, aber auch in Thomas SCHLICHs Abhandlung über die Chirurgie im Zeitalter der „modern times“. Dieser Artikel zieht Parallelen zwischen Lorenz Böhlers systematischer Frakturbehandlung und dem „Taylorismus“, dem industriellen Rationalisierungskonzept des amerikanischen Ingenieurs Frederick Taylor. Der Chirurg Böhler strebte mit streng

standardisierten Behandlungen eine Effizienzsteigerung in der Unfall- und Knochenchirurgie an, die er mittels spezieller Patientenbilder inszenierte. Die nackten, in gleicher Position aufgestellten und ähnlich behandelten Patienten verloren auf den Fotografien ihre Individualität und zeigten als „Krückenballett“ Analogien zu den Tiller-Girls, die in derselben Zeit als Tanzgruppe auftraten. Vor dem Hintergrund einer Gesellschaft, die auf Produktionssteigerung durch Fließbandarbeit setzte, vermag der Vergleich die starke kulturelle Einbindung der Entwicklungen in Medizin und Technik aufzuzeigen.

Auf den Nationalsozialismus gehen erfreulicherweise mehrere Beiträge ein, so ein überzeugendes Plädoyer für die Beschäftigung mit NS-Raubgut in der Medizingeschichte von Esther Krähwinkel und zwei personenbezogene Arbeiten, die eine von Hubert Kolling über Werner Catel, die andere von Volker Roelcke über Julius Deussen. Auf den methodisch herausragenden Beitrag von Volker Roelcke gehe ich beispielhaft kurz ein. Er setzt sich mit der unterschiedlichen Schreibweise von Lebensläufen vor und nach 1945 auseinander. Das bekannte Phänomen, dass Personen ihre nationalsozialistische Tätigkeit bis in die späten Kriegsjahre hinein stolz präsentierten, um ihr Curriculum nach Kriegsende plötzlich umzuschreiben, erläutert Roelcke am praktischen Beispiel des Psychiaters Deussen, der an der Kindereuthanasie in der hessischen Anstalt Eichberg bei Wiesbaden in zentraler Rolle beteiligt war. Der Beitrag geht über die rein biografische Erzählung weit hinaus, indem er auf die Selbstdarstellung in einem veränderten politischen Umfeld aufmerksam macht und damit spezifisch zum quellenkritischen Umgang mit Egodokumenten beiträgt.

Einen eigenen Abschnitt innerhalb des Sammelbandes bilden drei musikhistorische Beiträge, darunter eine ideenreiche Analyse von Laurenz Lütteken zur Haydn-Rezeption. Als Medizinhistorikerin möchte ich die Studie von Christina Vanja besonders hervorheben. In der ihr eigenen sprachlichen Gewandtheit thematisiert sie die musikalischen Aktivitäten in den Hessischen Hohen Hospitälern, wobei die Funktion der Musik im Zentrum steht. Musik, so geht aus der umfassenden Quellenstudie hervor, wurde im medizinischen Umfeld des Hospitals einerseits als diätetische Maßnahme zur Aufrechterung oder Beruhigung der meist psychisch Kranken eingesetzt. Zugleich sollte Musik die Schwermut vertreiben, die gemäß protestantischer Auslegung zu Zweifeln am rechten Glauben führte und einen fruchtbaren Boden für böse Gedanken bot. Die beiden Ansätze ließen sich innerhalb des stark religiös orientierten Hospitalalltags insbesondere im Kirchengesang harmonisch vereinen.

Diese Festschrift ist eine Fundgrube für jeden, der sich für die Geschichte Hessens, die Medizingeschichte und die Geschichte der Musik interessiert. Gleichwohl ist es zu bedauern, dass sich diese gut recherchierten und lesenswerten Beiträge in einer Festschrift befinden, die wohl im Umfeld der Marburger Universität, weniger aber in den einzelnen Disziplinen wahrgenommen wird. In diesem Zusammenhang sei am Rande die kritische Frage erlaubt, ob das Genre der Festschrift nicht einer vergangenen Zeit angehört. Wäre es heute nicht für alle Beteiligten sinnvoller, wenn Autorinnen und Autoren, die als Wissenschaftler bekanntlich unter hohen Publikationszwängen stehen und dennoch ihre Wertschätzung ausdrücken wollen, ihre Forschungsbeiträge in einem gut rezipierten Fachjournal publizieren und mit einer entsprechenden Eingangswidmung versehen?

Zürich

Iris Ritzmann

Steffen ARNDT / Andreas HEDWIG (Hg.): *Aus den Schätzen des Hessischen Staatsarchivs Marburg* (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 20). Marburg 2009, 172 S., 84 Abb., € 20,00 (ISBN 978-3-88964-200-4)

Archive sind bekanntlich nicht nur Wahrer eines historischen Gedächtnisses und Hüter einer kulturellen Identität, die zu diesem Zwecke hinter dicken Mauern historische Dokumente sammeln und vor dem Unbill der Zeitläufe schützen, sondern zugleich öffentliche Ein-

richtungen, die interessierten Bürgerinnen und Bürgern offen stehen. Um dieses Interesse an der historischen Quelle und der Institution Archiv zu schüren sowie Vielgestaltigkeit und Ästhetik der historischen Überlieferung vor Augen zu führen, ist es sehr zu begrüßen, wenn Archive ihre Schatzkammern öffnen und ihre Zimelien zeigen. Gerade Authentika können – durch sachgemäße Erklärung eingebettet in den historischen Kontext – in ganz besonderer Weise Geschichte vermitteln und Sensibilität für die Bedeutung dieses Kulturguts wie für die Aufgaben und Tätigkeitsfelder von Archiven wecken. Dass sich die Archivlandschaft aufgrund der aktuellen elektronischen Datenüberlieferung in einer tief greifenden Umbruchssituation befindet und vor große Herausforderungen gestellt ist, steht dazu keineswegs im Widerspruch. Der anzuzeigende Band präsentiert, einen weiten Bogen über die Jahrhunderte spannend und Wegmarken der hessischen Landesgeschichte aufzeigend, besonders wert- und reizvolle Preziosen des Hessischen Staatsarchivs Marburg. Aufgrund seiner außerordentlich bedeutenden Bestände wie der Quantität seiner Überlieferung, die durch keinerlei Kriegsschäden beeinträchtigt wurde, darf das Hessische Staatsarchiv Marburg eine herausragende Bedeutung unter den bundesdeutschen Archiven für sich beanspruchen. Aus den reichen Marburger Urkundenbeständen werden beispielsweise das Privileg Karls des Großen für Kloster Hersfeld (775), die Urkunde Friedrich Barbarossas für das Stift Ahnaberg (1154), die Heiligsprechungsurkunde Elisabeths von Thüringen (1235) oder die Bestätigung der Marburger Universitätsgründung durch Kaiser Karl V. (1541) gezeigt. Ferner bereichern Siegel bzw. Typare des Marburger Komturs (13. Jh.), Landgraf Philipps des Großmütigen (1515) oder der Universität Fulda (1734) die Zusammenschau, werden hessische Karten, Regentschaftstafeln, Architekturpläne, Abbildungen aus der Matrikel der Universität Marburg (1538) oder etwa höchst anschauliche und drastische spätmittelalterliche Schelt- und Schmähbriefe präsentiert. Weitere – freilich aufgrund der subjektiven Auswahl des Rezensenten – beispielhaft herausgegriffene Stücke mögen einen Eindruck von der Zusammenstellung vermitteln: Neben dem Nekrologfragment des Deutschordenshauses Marburg (um 1320), einem Ablasszettel des St. Peters-Ablasses (1517), einer Ausfertigung der Marburger Artikel des dortigen Religionsgesprächs (1529), einem Brief Martin Luthers an Landgraf Philipp den Großmütigen (1529), Marburger Stammbuchblätter Jakob Grimms (1802–1805), dem Gesuch Ferdinand Sauerbruchs um Übernahme als Privatdozent für Chirurgie an der Medizinischen Fakultät der Universität Marburg (1907) oder dem Habilitationsgutachten Martin Heideggers für seinen Schüler Karl Löwith (1928) finden sich auch Kerbhölzer (1577), Stoffproben für Uniformen (2. Hälfte 18. Jh.) und ein Richtschwert aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Den durchweg hochqualitativen Abbildungen des gelungenen Bandes sind jeweils auf der Seite links gegenüber prägnante, instruktive Texte beigegeben, die neben der Beschreibung der Objekte auch deren historische Kontextualisierung bieten.

Gießen

Harald Winkel

Sylvia WEIGELT (Hg.): Johannes Rothe, Thüringische Landeschronik und Eisenacher Chronik (Deutsche Texte des Mittelalters Band LXXXVII). Berlin: Akademie Verlag 2007, LXXXVIII, 193 S., 3 Abb., € 54,80 (ISBN 978-3-05-004406-4)

Der Eisenacher Ratsschreiber, Schulleiter und landgräfliche Kaplan Johannes Rothe (ca. 1360–1434) darf als der bis in die jüngste Zeit hinein meist rezipierte Protagonist der thüringischen Landeschronistik im Spätmittelalter gelten. Neben seinen deutschsprachigen chronikalischen Werken, der 'Eisenacher Chronik' (um 1414), der 'Thüringischen Landeschronik' (um 1418/19) und der der Landgräfin Anna am Eisenacher Hof gewidmeten 'Thüringischen Weltchronik' (1421) ragt aus seinem vielgestaltigen Œuvre, welches Rechtssammlungen, Ratsgedichte, Ritterspiegel sowie allegorische und legendarische geistliche Dichtung umfasst, insgesamt zweifelsohne sein nach 1421 entstandenes 'Elisabethleben' heraus, welches unter seinen Schriften die

weiteste Verbreitung fand. In Form des anzuzeigenden Bandes liegt nun erstmals eine moderne, die gesamte Überlieferung berücksichtigende Textausgabe von Landeschronik und Eisenacher Chronik vor.

Die 'Thüringische Landeschronik', die Rothe dem Amtmann auf der Wartburg, Bruno von Teutleben, widmete, bietet, versetzt mit vielen Legenden und Herkunftssagen, eine Geschichte der Landgrafschaft Thüringen. In seiner 'Eisenacher Chronik' schildert Rothe die Geschichte der Stadt, deren legendäre Gründung er in das Jahr 152 n. Chr. datiert, bis in seine Gegenwart hinein. Hierbei zeichnet der Chronist das Bild eines Wirkens von Bürgerschaft und thüringischen Landgrafen zum gegenseitigen Nutzen. Schon die Wahl seiner Hauptquellen, die beiden Eisenacher Landgrafenchroniken, die im Eisenacher Franziskanerkloster entstandene 'Historia de Iantgraviis Thuringie Eccardiana' und die im dortigen Dominikanerkloster geschriebene 'Historia de Iantgraviis Pistoriana', verweisen auf Rothes regionale Gebundenheit: Sein historiographischer Standort wie der zeitgenössische Rezeptionskreis seines chronikalischen Schaffens sind „von seiner extremen Eingegrenztheit auf die Stadt Eisenach und deren unmittelbare Umgebung“ (S. IX) bestimmt.

Den Texteditionen der beiden deutschsprachigen Prosachroniken geht eine umfangreiche Einleitung voraus, die umsichtig und detailliert in Forschungsstand, Quellen, Überlieferung und Sprache der Leithandschriften der beiden Chroniken sowie die zugrunde gelegten allgemeinen Editionsgrundsätze einführt. Neben Personen- und Ortsregister sowie Quellen- und Literaturverzeichnis steigert insbesondere ein Glossar mit einer „Auswahl seltener, schwer verständlicher, in besonderer Bedeutung gebrauchter und thüringisch geprägter Wörter“ (S. 167) zusätzlich die sehr gute Benutzbarkeit des Bandes. Drei Farbtafeln mit Abbildungen aus den Handschriften runden das gelungene Werk ab, das fortan insbesondere der thüringisch-hessischen Landesgeschichtsforschung ein wertvolles Arbeitsmittel an die Hand gibt. Wünschenswert wäre in diesem Zusammenhang eine auf Basis eines überlieferungsgeschichtlich gesicherten Textes erfolgende kritische Neuedition von Rothes umfangreicher 'Thüringischer Weltchronik' in der selben hohen Qualität.

Gießen

Harald Winkel

Alfred KOHLER: Expansion und Hegemonie 1450-1559 (Handbuch der Geschichte der Internationalen Beziehungen Bd. 1, hg. v. H. DUCHHARDT u. F. KNIPPING). Paderborn: Ferdinand Schöningh 2008, XIV + 445 Seiten, 11 Karten und 13 s/w Abbildungen, Leinen mit Schutzumschlag, 90,00 € (ISBN: 978-3-506-73721-2)

Der Wiener Historiker Alfred Kohler ist durch seine umfassenden Untersuchungen über die Zeit Kaiser Karls V. der anerkannte Spezialist für die Geschichte der frühen Neuzeit und daher prädestiniert, den Eröffnungsband des auf neun Bände angelegten Handbuchs der Geschichte der Internationalen Beziehungen zu erarbeiten.

Das Konzept des Buches gliedert es je hälftig in einen strukturellen Abschnitt, in dem die jungen Rahmenbedingungen internationaler Beziehungen einschließlich der politischen Theorie und des Völkerrechts und die Akteure der internationalen Beziehungen behandelt werden, und in eine Darstellung der maßgeblichen Ereignisse dieser Epoche von der osmanischen Expansion über die außereuropäische Expansion der iberischen Mächte bis zur Auseinandersetzung zwischen Habsburg und Frankreich um die Hegemonie in Europa. In Zeiten der Globalisierung hätte man sich umfassendere Ausführungen zu den außereuropäischen internationalen Beziehungen, z. B. des osmanischen Reiches nach Osten und Süden und zwischen den ostasiatischen Mächten gewünscht, auch wenn diese bislang kaum erforscht sind. Für die Beziehungen zwischen den amerikanischen Reichen gelingt Kohler die Darstellung außer-europäischer „internationaler“ Beziehungen ausgezeichnet.

Von einem weiten Begriff der internationalen Beziehungen ausgehend erarbeitet Kohler die zahlreichen internationalen Beziehungsebenen: von den regionalen Beziehungs- und Handlungsräumen über den in der behandelten Epoche rasant an Bedeutung gewinnenden gesamt-europäischen Bezugsraum bis hin zum Weltherrschaftsanspruch des Sultans. Dabei wird die große Dynamik aller Rahmenbedingungen und Handlungsformen internationaler Politik in dieser Epoche des Übergangs deutlich, die von den Akteuren kaum beherrschbar war. Dabei wird zugleich deutlich, welche Schwierigkeiten der heutige Betrachter hat, die internationalen Beziehungen vor dem Zeitalter der Nationalstaaten zu verstehen. Umfassend dargestellt werden in diesem Handbuch jedoch auch die Handlungsformen und Ressourcen (erfreulicherweise auch die wirtschaftlichen und finanziellen) frühneuzeitlicher internationaler Politik bis hin zu den durchaus noch bestehenden Forschungsnotwendigkeiten. Die Darstellung ist geprägt durch eine klare Gliederung und Sprache und eine Ausgewogenheit zwischen relevanten Detailinformationen und allgemeinen Ausführungen.

Aus hessischer Perspektive interessiert an diesem Werk insbesondere die wiederholt angesprochene Bedeutung Landgraf Philipps des Großmütigen und des von ihm maßgeblich geprägten – und von Kohler als defensiv eingestuft – Schmalkaldischen Bundes in der Auseinandersetzung mit Kaiser Karl V.. Hervorgehoben wird vom Verfasser die frühe und nach seiner Ansicht damals nie in Frage gestellte Herausbildung der Bündnisfreiheit der Territorialfürsten innerhalb des Reiches und vor allem auch mit Mächten außerhalb des Reiches, die gerade Landgraf Philipp in beiderlei Hinsicht intensiv praktizierte. Die durch Philipp den Großmütigen begründeten Bündnisbeziehungen zu Frankreich sollten noch hundert Jahre später von Bedeutung für die Landgrafschaft sein.

Das Werk ist ein wirklich grundlegendes Handbuch für jeden Historiker, Politikwissenschaftler und Völkerrechtler, zugleich jedoch auch ein geeigneter Einstieg in diese Materie. Durch sein Kartenmaterial und das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis bietet es vielfältige Anregungen zur Vertiefung. Durch seinen klaren Aufbau und das ausführliche Register ist es zudem ein gut handhabbares Nachschlagewerk.

Kassel

Friedrich Frhr. Waitz von Eschen

Martin M. SCHWARZ / Ulrich SONNENSCHNEIN (Hg.): Hessen verfressen. Orte kulinarischer Erfahrung. Marburg: Jonas Verlag 2008, 144 S., 30 Abb., € 15,00 (ISBN 978-3-89445-400-5)

Der neueste Band des Herausgeberduos Schwarz / Sonnenschein befasst sich mit dem Thema Essen. Erneut haben die beiden zahlreiche Autorinnen und Autoren (28) gewinnen können, die sich dem Gegenstand von unterschiedlichsten Seiten nähern. Der Band ist in vier thematische Blöcke unterteilt: Füttern, Tafeln, Schlingen und Verkosten. Dabei liegt die Zuordnung der 30 Beiträge zu den thematischen Blöcken für die Leserin jedoch nicht immer auf der Hand.

Unter „Füttern“ finden sich u. a. Artikel zum Frankfurter Fischmarkt im 15. Jahrhundert, zur Verbreitung des Lachses im 17. Jahrhundert und heute, und zu einem Wildschweingehege in Klein-Auheim. Renate Müller beschreibt das neue Frankfurter Frischezentrum, in dem Restaurantbesitzer aus dem Rhein-Main-Gebiet in den frühen Morgenstunden ihre Ware beziehen. Die Autorin porträtiert einzelne Marktstandinhaber und Restaurantbesitzer auf sympathische Art und Weise und vermittelt dadurch einen guten Eindruck des morgendlichen Treibens.

Unter „Tafeln“ wird eine berühmte, nämlich die Frankfurter Tafel (Dorothee Meyer-Kahrweg) vorgestellt. Die mittlerweile in vielen Städten gegründeten Tafeln erhalten Lebensmittel mit fast abgelaufenem Mindesthaltbarkeitsdatum kostenfrei von Supermärkten und geben sie für eine geringe Summe an sozial Bedürftige, wie Hartz IV-Empfänger, weiter. Die Tafeln werden dabei durch ehrenamtliche Arbeit aufrechterhalten. Unter „Tafeln“ fassten die Herausgeber außerdem u.

a. die Erfahrungen von Christine Brückner in der Marburger Mensa der Nachkriegszeit oder die Frankfurter Königsbankette.

Die Geschichte eines Gemäldes (Rudolf Schmitz) von Martin Kippenberger, Städellehrer, ordneten Schwarz und Sonnenschein unter „Schlingen“ ein. Kippenberger war Stammgast in einem Frankfurter italienischen Lokal und vereinbarte mit dem Wirt, ein Wandbild zu zeichnen, um fortan kostenfrei essen und trinken zu können. Das Bild, eine menschenleere andalusische Straße mit einer Laterne „vervollständigte“ der Wirt mit zwei kitschigen Wandlampen. Jahre später versteigerten die neuen Pächter das Gemälde des mittlerweile berühmten Künstlers für 280.000 Euro bei Sotheby's. Der eigentliche Inhaber war sich des Wertes des Gemäldes nicht bewusst gewesen und versuchte später auf dem Rechtsweg das Geld zu erhalten, bislang allerdings vergeblich.

„Best Worscht in Town“, ein In-Imbiss in Frankfurt wird unter der Rubrik „Verkosten“ vorgestellt. Der Inhaber bietet Grill- und Rindswürste mit scharfen Soßen an, vor einigen Schärfe-graden warnt ein Hinweisschild am Imbiss. Martin Maria Schwarz beschreibt die Philosophie von Best Worscht in Town: der moderne Mensch braucht Herausforderungen, eben ggf. eine kaum genießbare scharfe Wurst.

Hessen verfressen beschreibt in 30 lebendig erzählten Anekdoten verschiedene Aspekte des Essens in Hessen. Es entstehen dabei ungewöhnliche Perspektiven auf teilweise unbekannt historische und aktuelle Ereignisse. Dass dabei auch der Kannibale von Rotenburg unter „Schlingen“ Erwähnung findet, kann allerdings als eher geschmacklos eingestuft werden.

Hadamar

Uta George

Mittelalter

Werner RÖSENER, Carola FEY (Hg.): Fürstenhof und Sakralkultur im Spätmittelalter (Formen der Erinnerung 35). Göttingen: V&R unipress 2008, 351 S., 27 Abb., € 57,90 (ISBN 978-3-89971-514-9)

Der Sammelband verdankt seine Entstehung einem Gießener Kolloquium, das im September 2007 stattgefunden hat. In seiner Einführung umreißt Werner RÖSENER die Thematik (S. 9-20) und untersucht sie dann im Kontext spätmittelalterlicher Fürstenspiegel (S. 21-40); in diesen Zusammenhang gehört auch der nachträglich hinzugefügte Beitrag von Gisela NAEGLE über die politische Literatur im spätmittelalterlichen Frankreich (S. 261-287). Joachim SCHNEIDER befaßt sich mit der Rolle der Hofkapelle an Fürstenhöfen (S. 41-67), Götz-Rüdiger TEWES stellt die Frage, ob die geistlichen Räte deutscher Könige Träger höfischer Sakralkultur waren (S. 69-107), Johannes TRIPPS erörtert die Bedeutung der Pariser Sainte-Chapelle und ihrer Reliquien für die Sakralkultur am französischen Königshof (S. 109-124), Jan HIRSCHBIEGEL behandelt die höfische Festkultur und ihre religiöse Komponente (S. 141-157) und Meta NIEDERKORN-BRUCK die Stellung der Musik an den Höfen (S. 289-325). Weitere Untersuchungen gelten einzelnen weltlichen und geistlichen Fürstenhöfen: Carola FEY geht es um die Inszenierung sakraler Schätze an bayerischen Fürstenhöfen (S. 125-140), Brigitte STREICH um die Sakralkultur am wettinischen Hof (S. 159-194), Christian HESSE um den landgräfllich hessischen Hof (S. 195-216), Wolfgang WÜST um den Hof der Bischöfe von Augsburg (S. 217-233) und Andreas BIHRER um die Diözesansynode als Hoftag, vor allem im Bistum Konstanz (S.235-260).

Besondere Aufmerksamkeit verdient hierzulande der Beitrag von Christian HESSE mit dem Titel „Wallfahrten, Kapläne und Stiftungen. Die Sakralkultur am Hof der Landgrafen von Hessen im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert“. Das zentrale Thema sind die Wallfahrten, doch beschreibt Hesse – anders als Wilhelm DERSCH (Hessische Wallfahrten im Mittelalter, in: Festschrift Albert Brackmann, 1931) – nur die landgräflichen Pilgerreisen und reichert die Darstellung anhand neuer Quellen und Literatur an. 1429 war Landgraf Ludwig I. in Jerusalem und

Rom und brachte eine Kreuzreliquie mit, die er dem Martinsstift in Kassel übergab; die Szene ist übrigens auf einem Pilgerzeichen des Martinsstifts bildlich dargestellt (vgl. meinen Beitrag „Zur spätmittelalterlichen Wallfahrt in Hessen“ in diesem Band). Besser informiert sind wir über die Wallfahrten Ludwigs I. 1431 nach St. Josse in der Bretagne und zum Heiligen Blut in Wilsnack und über die fast einjährige Pilgerreise seines Enkels Landgraf Wilhelms I. 1491/92 nach Jerusalem und Rom, wo ihm der Papst als Geschenk ein Schwert überreichte. Sein Großvater Ludwig I. war 1450 nochmals in Rom gewesen und hatte vom Papst eine Goldene Rose als Geschenk erhalten. Rose und Schwert waren Ehrenzeichen, die im päpstlichen Zeremoniell eine Rolle spielten.

Neben diesen Fernreisen führt Hesse Nahwallfahrten auf, die für die Landgrafen und Landgräfinnen zunehmend an Bedeutung gewannen. Bevorzugte Ziele waren die Elisabethkirche in Marburg und das nordhessische Gottsbüren, daneben das thüringische Grimmenthal sowie hessische Marienkirchen und -kapellen in Frankenberg und Wehrshausen bei Marburg, auf dem Frauenberg bei Alsfeld und auf dem Altenfeld bei Immenhausen. Daß sich die Marienkapelle in Wehrshausen erst nach dem landgräflichen Sieg in der Neusser Fehde von 1475 zum Wallfahrtsort entwickelt habe, ist freilich eher unwahrscheinlich (vgl. meinen schon genannten Beitrag in diesem Band). Auf ihren Reisen wurden die fürstlichen Pilger u.a. von Geistlichen begleitet; für Hesse ein Anlaß, die Aufgaben der landgräflichen Kapläne und die Rolle der landgräflichen Hofkapelle näher zu untersuchen. Auch bei der Behandlung von landgräflichen Stiftungen sind die Opfergaben und Spenden anlässlich von Pilgerreisen der Ausgangspunkt. So ist alles irgendwie mit den landgräflichen Wallfahrten verknüpft.

Marburg

Wilhelm A. Eckhardt

Frühe Neuzeit

Otto ULBRICHT: Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit. Frankfurt/Main / New York: Campus-Verlag 2009, 410 S., € 39,90 (ISBN 978-3-593-38909-7)

Das Buch ist ein leidenschaftliches Plädoyer für eine andere Geschichtsschreibung. Ulbricht wirbt für die Mikrogeschichte als eine neue Methode, die einen innovativ-vielversprechenden Blick auf historische Realitäten ermöglicht. Das Verfahren mikrogeschichtlichen Arbeitens, das ausgehend von wichtigen Anstößen bereits zu Ende der 1970er Jahre in einigen Ländern, darunter Italien und Amerika, recht gut etabliert ist, konnte sich in Deutschland bislang nicht wirklich durchsetzen. Im ersten Teil seines Buches, „Mikrogeschichte als Menschengeschichte“, verwendet der Verfasser zunächst sehr viel Mühe darauf, eine adäquate Definition zu geben, denn auch angesichts der Tatsache, dass Wissenschaftler sich oft genug schnell einen neuen Jargon aneignen, ohne sich jedoch zugleich um die systematische Erarbeitung der theoretischen Grundlagen zu bemühen (S. 31), gilt es, allen vermeintlichen Zuschreibungen und Missverständnissen entgegenzutreten. Mikrogeschichte ist nicht Fallgeschichte (S. 32), ist nicht professionell betriebene Lokalgeschichte (S. 33), ist auch nicht die Erforschung eines kleinen Gegenstandes (S. 33). Mikrogeschichte ist die Erforschung „im Kleinen“, wobei eine „Vergrößerung des Maßstabes“ zu einer „Verkleinerung des Untersuchungsgebietes“ führt (S. 13). Dieser gleichsam mikroskopische Blick führt nicht ausschließlich in Regionen, die auf anderem Wege nicht erreichbar wären – obgleich die Methode bislang tatsächlich bevorzugt für Studien zu Dörfern oder zu Unterschicht orientierten Gruppen der Gesellschaft verwendet wurde, Feldern also, die erst allmählich in den Blick historischer Forschung gerieten. Schließlich ist Mikrogeschichte nicht losgelöst von der Makrogeschichte, die abstrahierend vom Einzelnen und dieses zusammenführend das Allgemeine zu fassen und zu beschreiben versucht. Statt im Bereich solcher „Meistererzählung“ (S. 57) bewegt sich der Mikrohistoriker auf der Ebene des „Einstiegsportals“ (S. 65); er lässt sich auf historisches Material ein, das sich deutlich durch

Ecken und Kanten auszeichnet. Oftmals sind es einzelne Ereignisse oder Episoden im Leben einzelner Menschen, die in einer außergewöhnlichen Quelle festgehalten wurden, über die das Normale greifbar werden und darüber mehr aussagen kann als eine Vielzahl serieller Quellen. Um sich diesem „außergewöhnlich Normalen“ (S. 21) zu nähern, ist ein intensives Studium der Quellen nötig (close reading), das alle weiteren greifbaren Quellen zu diesem Ereignis mit einbezieht. Mit dem Material wird experimentiert, es wird kombiniert, interpretiert, gegen den Strich gelesen, und es wird kontextualisiert, d.h. in den Rahmen allgemeinerer historischer Erkenntnisse gestellt und mit diesen konfrontiert. Diese sehr voraussetzungsreiche Arbeit verlangt eine breit gefächerte Kenntnis historischer Forschung (die Ulbricht im Fußnotenapparat eindrucklich dokumentiert); ebenso muss der Mikrohistoriker auf der Ebene der Archivalien und Quellengattungen sehr profiliert sein. In größerem Umfang, so das Zugeständnis des Verfassers, sei diese Arbeitsmethode aufgrund des damit verbundenen enormen Zeitbedarfs nur im Team zu leisten (S. 344). So ausgestattet können dann allerdings neue Zusammenhänge historischer Lebenswelten erschlossen werden, die, so eine Grundannahme, sich keineswegs einfacher, weniger komplex gestalteten als unsere gegenwärtigen.

Der 2. Teil des Buches, „Mikrogeschichte als Menschengeschichte konkret“, enthält Mikrogeschichte in praxi. In sechs Einzelstudien bearbeitet Ulbricht Geschehnisse aus dem Leben von sechs Individuen aus unterschiedlichen sozialen Schichten des Zeitraums zwischen 1619 und 1814, die in chronologischer Abfolge präsentiert werden. Da ist der gutsherrschaftliche Vogt, der sich über viele Jahre hin mit seinem Herrn gut verstand, ihm dann aber die Stirn bieten musste, um seine eigenen Interessen und die seiner Familie für die Zukunft zu wahren und schließlich in die Stadt floh. Sodann geht es um die Handlungsspielräume einer jungen, wohl dem mittleren Stadtbürgertum zuzurechnenden Frau um 1640, die sich weigerte, eine Ehe einzugehen, die sich dann nach einem bedingten Jawort weigerte, diese Ehe zu vollziehen, und sich schließlich befreien konnte. Die dritte Geschichte handelt von einem gut situierten Kaufmann, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts Kurier- und Spionagetätigkeiten leistete, dabei in unmittelbarer Nähe zu König und Adelswelt geriet und als Bürger einen gegnerischen Soldaten erschoss. Die vierte Geschichte nimmt ihren Ausgangspunkt bei Liebesbriefen eines Goldschmiedegesellen und entfaltet ein facettenreiches Bild der Lebenswelt des Handwerks und der fahrenden Gesellen am Anfang des 18. Jahrhunderts. Es folgt die Zeichnung der Welt eines Bettlers um 1775, der sich auf betrügerischen Bettel verlegte, der für ihn offenbar eine tragfähige Alternative zu einem ehrlichen Broterwerb bedeutete und die in einem funktionierenden System lange Zeit erfolgreich war. Die letzte Studie widmet sich dem anhaltenden Bemühen eines Chirurgen um 1800, auch unter sich verschärfenden Bedingungen seinem Beruf weiter nachgehen zu können und seinen Status als akzeptierter Heiler zu behaupten. Seine Strategien waren zunächst, aber nicht dauerhaft erfolgreich, und am Ende dieser Geschichte arbeitet er als Wirt.

Alle Geschichten fokussieren auf Konfliktsituationen im Leben von Individuen, die in sehr umfassender Weise ausgeleuchtet und historisch interpretiert werden. Das ermöglicht unverhoffte, geradezu spannende Einsichten in Zusammenhänge ihrer jeweiligen Lebenswelten, indem tiefere Schichten quasi freigelegt werden können. Zugleich werden „Zauberwörter“ wie Sozialdisziplinierung oder Medikalisierung auf quellennaher Basis in neuer Weise kritisch hinterfragt. Der 2. Teil liefert damit in der Tat den praktischen Beweis für die behauptete Leistungsfähigkeit der mikrohistorischen Methode.

Doch es folgt ihm noch ein dritter Teil, „Mikrogeschichte als Menschengeschichte: Blicke zurück und nach vorn“. Einerseits resümierend, präzisiert Ulbricht andererseits die besonderen Vorteile des Verfahrens, für das er nun auch weitere Optionen aufzeigt. Dieser abschließende Teil erscheint der Rezensentin allerdings durchaus problematisch. Obgleich Mikrogeschichte kein Konkurrenzunternehmen zur gegenwärtigen Historiographie sein soll, sondern – und das beweist der Verfasser mit seinen konkreten Studien ausdrücklich – ein wichtiges Komplement darstellt, wird sie nun doch als überlegener Part in die Konkurrenz geschickt, indem sie die

„größere Realitätsnähe“ aufweise, Komplexität und Uneinheitlichkeit betone (S. 339) und einen „starken Anspruch auf Glaubwürdigkeit“ stellen könne (S.343). Solcher Positionierungen, die dann weiter ausgeführt werden, hätte es nicht bedurft. Mikrogeschichtliche Studien haben als historische Interpretationen einen anderen Charakter als die übliche Darstellung von wissenschaftlichen Forschungsergebnissen, wie die vorgelegten Beispiele anschaulich zeigen. Ein gefälligerer Schreibstil, der sich dem englischen oder französischen annäherte, wäre dem deutschen Habitus wissenschaftlichen Schreibens sicher zu wünschen; allerdings fordert Ulbricht hier eine neue Schreibweise, einen narrativen Stil. Dass dieser sich in gewissem Maße aus der besonderen Methode ergibt, ist durchaus nachvollziehbar; ihn aber dezidiert zu fordern, erscheint durch die Annäherung an andere historische Textgattungen eher problematisch, mit dem Hinweis auf eine größere Publikumswirksamkeit (S. 368) aber geradezu fragwürdig.

Das angezeigte Buch ist durch die Kombination von Theorie und Praxis in doppelter Weise interessant und phasenweise spannend zu lesen – über zahlreiche Druckfehler und Wortdopplungen, die eine sorgfältige Endredaktion hätte beseitigen können, sieht die Leserin, wenn auch ungem und zwangsläufig, hinweg.

Marburg

Irmtraut Sahmland

Ludolf PELIZAEUS: Dynamik der Macht. Städtischer Widerstand und Konfliktbewältigung im Reich Karls V. (Geschichte in der Epoche Karls V., Band 9). Münster: Aschendorff Verlag 2008, XVIII und 455 S., € 59,00 (ISBN 978-3-402-13990-5)

Ludolf PELIZAEUS, der durch seine Dissertation zur hessischen und württembergischen Kurwürde und weitere Publikationen in der hessischen Landesgeschichte bekannt geworden ist, untersucht in seiner Habilitationsschrift (Mainz 2003) den städtischen Widerstand zwischen 1517 und 1526 in einem Vergleich zwischen ausgewählten Landstädten in Kastilien (Salamanca, Zamora, Jaén, Baeza und Úbeda) und in den habsburgischen Erblanden (Belfort, Freiburg, Villingen, Waldshut, Rheinfelden, Laufenburg und Hall i. Tr.). Nach dem umstrittenen Herrschaftsantritt Kaiser Karls I./V. und seines Bruders Ferdinand im Königreich Spanien, in Burgund und in den habsburgischen Erblanden brachen sowohl innerstädtische Konflikte, als auch Konflikte der Städte mit dem wachsenden Herrschaftsanspruch des Territorialherren gewaltsam aus, die ebenso wie die zeitgleichen Bauernaufstände niedergeschlagen wurden. Pelizäus untersucht den Zeitraum von 1468 bis 1540, um sowohl die über einen langen Zeitraum akkumulierten Ursachen des städtischen Widerstandes, als auch die nach der Niederschlagung entwickelten Formen der Konfliktbewältigung zu analysieren. Nicht nur das gemeinsame Auftreten der Städte Kastiliens und der Erblände vor dem Kaiser und die aus deutschen und spanischen Soldaten zusammengesetzten Truppen, sondern auch die sehr ähnlichen Ursachen und Folgen des städtischen Widerstandes rechtfertigen den Europa übergreifenden vergleichenden Ansatz.

Die Hintergründe und Motive des städtischen Widerstandes werden unter wirtschaftlichen, sozialen, rechtlichen und kirchlich-religiösen Aspekten detailliert dargestellt. Dabei wird deutlich, dass zentrale Ursachen der Aufstände die rasant wachsende finanzielle Belastung und die fehlenden wirtschaftlichen Perspektiven der Städte durch den ständig steigenden Geldbedarf des Territorialstaates, die häufig alle städtischen Schichten trafen, und die Auseinandersetzungen um kirchliche Einrichtungen und die Berufung von Predigern waren. Ob angesichts der bedeutenden religiösen Motivation des städtischen Widerstandes die Trennung des Untersuchungszeitraums von der Reformation methodisch aufrecht erhalten werden kann, erscheint jedoch fraglich.

Im wirtschaftsgeschichtlichen Abschnitt ist ein besonderer Fund PELIZAEUS' erwähnenswert, der eine Lücke in der Geschichte der Salinen, die für die Finanzkraft des frühneuzeitlichen Staates von großer Bedeutung waren, schließt: die Produktions- und Finanzdaten der wichtigen Saline Hall

in Tirol im 16. Jh.. Sowohl im Textteil, als auch im Anhang werden diese ausführlich wiedergegeben.

Die komplexe und dynamische städtische Rechts- und Machtlage zwischen Bürgertum, Adel und Territorialfürsten musste zu Konflikten führen: Das aufstrebende Bürgertum befürchtete im Machtvakuum beim Regierungsantritt der habsburgischen Brüder in Spanien wie in den Erblanden ein Wiedererstarken des örtlichen Adels und sah sich mit dem mit dem umfassenden Herrschaftsanspruch der jungen Territorialfürsten konfrontiert, die dem von den Städten angestrebte Konzept einer „vertraglichen Monarchie“ das der Universalmonarchie entgegensetzten, es jedoch nicht vollständig verwirklichen konnten. PELIZÄUS charakterisiert die Lösung des Konfliktes als Prozess der Verrechtlichung: „Nicht Repression und Unterdrückung, sondern eben gerade der Wunsch nach Integration der verschiedenen Gruppen prägte die königliche Politik, von Ferdinand wie von Karl. [...] Dabei laufen aber der Ausbau der konsensgestützten Herrschaft und der Prozess der Verrechtlichung parallel.“ (S. 324)

Während die Literatur zu den Bauernkriegen unüberschaubar ist, kann PELIZÄUS mit dieser Untersuchung die für die städtische Konfliktlage dieser Epoche bestehende Untersuchungslücke füllen und zugleich methodisch durch die konsequente europäische Perspektive neue Wege aufzeigen. Der umfassende Anhang mit zahlreichen Tabellen, Schemata und Karten unterstützt die Veranschaulichung des komplexen Themas und rundet das auch stilistisch erfreuliche Werk ab.

Kassel

Friedrich Frhr. Waitz von Eschen

Archäologie

Astrid SCHMITT: Burg Tannenberg bei Seeheim-Jugenheim/Lkr. Darmstadt-Dieburg. Eine spätmittelalterliche Ganerbenburg im Licht der archäologischen Funde (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Band 151). Bonn: Verlag Habelt 2008, 495 S., zahlr. Abb., € 93,00 (ISBN 978-3-7749-3549-5)

Bei dem anzuzeigenden Band handelt es sich um die dem Fachbereich Geschichtswissenschaften der Johannes-Gutenberg Universität Mainz vorgelegte Dissertation der Verfasserin. Die Arbeit befasst sich mit der spätmittelalterlichen Ganerbenburg Tannenberg bei Seeheim an der Bergstraße, die 1399 endgültig zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde. Bereits 1849 wurde die Burg planmäßig untersucht und mit einer Auswahl der bei der Untersuchung zutage gekommenen Funde 1850 in einer Publikation vorgestellt. Ihre Bedeutung für die Mittelalterforschung resultiert aus der außerordentlich guten schriftlichen Quellenlage zum katastrophalen Ende der Burg, den sehr reichen Funden, für deren Deponierung in den meisten Fällen aufgrund des urkundlich gesicherten Datums der Zerstörung und des nicht erfolgten Wiederaufbaus mit dem Jahr 1399 ein Terminus ante quem angegeben werden kann, und nicht zuletzt aus der verhältnismäßig frühen und für die damalige Zeit gewissenhaften zeichnerischen Vorlage der Funde in der Erstpublikation, wodurch diese schon früh für den Vergleich mit anderen spätmittelalterlichen Fundkomplexen zur Verfügung standen. Hinzu kommt der Nachweis einer frühen Verwendung von (Hand-)Feuerwaffen. Die chronologischen Verhältnisse innerhalb des Fundgutes sowie die Geschichte der Burg lagen zur Zeit der Erstpublikation, abgesehen vom gut belegten Enddatum, noch weitgehend im Dunkeln. Die in der ersten und zweiten Hälfte des letzten Jhs. erfolgte Aufarbeitung der erhaltenen Urkunden zur Territorialgeschichte der Herrschaft Bickenbach und der Reichsministerialen von Münzenberg ermöglichte es, auch die Entstehung der Burg zeitlich näher einzugrenzen. Die Verf. untersucht in ihrer Arbeit die vorliegenden Funde mit modernen Methoden auf der Grundlage der noch erhaltenen Fundstücke von 1849 sowie des seit 1972 bei Instandhaltungsarbeiten an der Ruine durch den Verkehrs- und Verschönerungsverein Seeheim geborgenen Fundmaterials mit der Erwartung, dass die Bearbeitung der 1850 noch wenig beachteten Gefäßkeramik neue Einsichten zur chronologischen Einordnung des

Fundmaterials liefert. Es soll geklärt werden, inwiefern sich der mindestens 150jährige Zeitraum des Bestehens der Burg auch am Fundgut ablesen lässt und ob Rückschlüsse auf die Wertigkeit des Tannenberger Materials im Vergleich zu anderen spätmittelalterlichen Ensembles der Region gezogen werden können. Die Verf. strebte eine möglichst umfassende Vorlage der Objekte an, die im Heimatmuseum Seeheim und in den Magazinen des Hessischen Landesmuseums Darmstadt sowie in dessen Außenstelle, dem Museumszentrum Lorsch, aufgenommen wurden. Die Zeichenarbeiten und die Datenaufnahme hat die Verf. selbst durchgeführt. Die Materialaufnahme wurde im Jahr 2001 abgeschlossen. Das Material liegt als Katalog, der nach Materialgruppen gegliedert ist, und in 75 Tafeln vor, an die sich Tafeln aus der Erstpublikation von 1850 anschließen. Fundmaterial in Privatbesitz wurde nicht berücksichtigt.

Aufgrund mangelnder Dokumentation der Fundsituation konnte die chronologische Einordnung des Fundmaterials nicht auf stratigraphischem Wege, sondern nur durch typologische Untersuchungen erfolgen, wobei der Gefäßkeramik eine besondere Rolle zukommt. Jedoch ermöglichten entsprechende Angaben zu verschiedenen Fundstellen deren Kartierung auf dem Burgareal sowie die Verteilungsschwerpunkte bestimmter Fundstücke Aussagen zur Datierung einiger Bauelemente der Burg.

Die Arbeit gliedert sich in vier Hauptteile, und zwar in einen einleitenden Teil mit der Einführung in das Thema, einem Kapitel über die Topographie und die naturräumlichen Bedingungen, einem solchen zur Geschichte der historischen und archäologischen Erforschung der Burg und einem Kapitel über den Bauzustand der Burg 1399 nach den Ausgrabungsergebnissen von 1849. Daran schließt sich der zweite Hauptteil mit der Analyse des Fundmaterials an, das nach Materialgruppen gegliedert vorgestellt wird. An erster Stelle steht die Gefäßkeramik, darauf folgen die Ofenkacheln, die Bodenfliesen, die Funde aus Glas, Waffen (darunter die Handfeuerbüchse) und Rüstung, Reitzubehör, Messer und Dolche, Werkzeuge und Geräte, Schlüssel und Schlösser, Beschläge, Schnallen und Gürtelbestandteile, Bronzegraben und Metallgeschirr, Lampen und Leuchter, Varia (darunter Maultrommeln), Spinnwirtel, Beingegenstände und unbestimmte Objekte. Auf diesen umfangreichsten Teil der Arbeit folgt die Auswertung mit einem Kapitel über die Verteilung der Funde auf dem Burggelände, einem solchen zur Chronologie und einem Kapitel über chronologische Überlegungen zur Fundverteilung sowie einem weiteren zu frühen Bauphasen in der Kernburg und Um- sowie Anbauten. Auf die Zusammenfassung der Ergebnisse folgt ein Exkurs über Funde von der Burg Jossa und dem Heiligenberg.

Mit Hilfe einfacher deskriptiver Statistik und multivariater Datenanalyse bei gemeinsamer Verwendung der drei Methoden Seriation, Korrespondenzanalyse und Clusteranalyse konnten die topfförmigen Gefäße in drei Merkmalsgruppen gegliedert werden. Ein Vergleich mit anderen keramischen Inventaren des Rhein-Main-Gebietes ermöglichte eine chronologische Interpretation dieser Gruppen und eine Untergliederung der Gefäßkeramik in drei chronologische Stufen: 1. Stufe „Schnellerts/Bommersheim unterer Burggrabenbereich“ (13. Jh. u. 1. Drittel 14. Jh., wobei nicht geklärt ist, wie weit diese Stufe in das 13. Jh. hinabreicht), 2. Stufe „Tannenber/Bommersheim“ (Mitte u. 2. Hälfte 14. Jh.), 3. Stufe „Tannenber/Mainz Tritonplatz/Landskron“ (Zeitraum zwischen den Enddaten der Burgen Bommersheim und Tannenber, 1382 und 1399). Die Funde der anderen Materialgruppen decken den von der Keramik umschriebenen Zeitraum zwischen dem 13. Jh. und dem Ende des 14. Jhs. ab, ließen sich jedoch nur begrenzt den anhand der Keramik ermittelten Stufen zuordnen. Die Datierungsansätze der Kleinfunde gibt die Verf. in einer Chronologietabelle wieder (S. 494f.). Die Kartierung der Fundstellen auf dem Burgareal ergab, dass es sich bei der nordöstlichen Vorburg wahrscheinlich um einen Anbau des 14. Jhs. handelt. Im Innern der Kernburg konnte eine Brandschicht festgestellt werden, die älter ist als die Zerstörungsschicht von 1399. Mit einem in diese Brandschicht eingebetteten Fundamentrest und einer Häufung älterer Funde in diesem Bereich wird eine ältere Phase der Burg fassbar, welche die Verf. an den Beginn des 14. Jhs. oder noch in das

späte 13. Jh. datiert. Ein weiteres Ergebnis als Ergänzung der Schriftquellen ist die Erwähnung des Namens Tannenber (,Tanebr.“) in einer Urkunde von 1210, die eine solche von 1239 als mögliche Ersterwähnung der Burg ablöst. Die Diskrepanz zwischen diesem aufgrund der Schriftquellen ermittelten Zeitansatz der Burg und dem Ergebnis der archäologischen Auswertung der Funde ist nach dem aktuellen Stand der Untersuchung nicht zu erklären.

Der vorliegende Band ist, insbesondere auch in methodischer Hinsicht, ein unverzichtbarer Beitrag zur hessischen Mittelalterarchäologie und Burgenforschung. Hinweisen muss der Rezensent allerdings auf die auffällig häufigen Druckfehler sowohl im Text als auch im Tafelteil (z.B. fehlt bei Taf. 31 die Nummerierung, auf die im Text Bezug genommen wird).

Bischoffen

Norbert Gebauer

Biographien, Familien, Genealogie

Heiner BOEHNCKE / Peter BRUNNER / Hans SARKOWICZ: Die Büchners oder der Wunsch, die Welt zu verändern. Frankfurt am Main: Societäts-Verlag 2008, 168 S., zahlr. Abb., € 24,90. (ISBN 978-3-7973-1045-3)

„Das Verletzen unserer Familiengeheimnisse ist ohnehin ein bedeutenderer Diebstahl als das Wegnehmen einiger Geldstücke“. Diese Worte schrieb der Schriftsteller Georg Büchner im August 1834 in einem Brief an seine Familie. Mit der hier vorliegenden Veröffentlichung haben die Autoren Heiner Boehncke, Peter Brunner und Hans Sarkowicz keineswegs die Familiengeheimnisse verletzt, sondern eine sehr umfangreiche Familienchronik vorgelegt, die sowohl die regional- als auch die kulturgeschichtliche Bedeutung der Familie Büchner darstellt. Die Büchners waren eine Familie mit sieben Kindern in der Zeit zwischen Revolution, Restauration und Vormärz. Es handelt sich um eine Ausnahmefamilie, deren berühmtestes Familienmitglied seit dem 20. Jahrhundert Georg Büchner ist, obwohl noch ein Jahrhundert zuvor andere Geschwister mehr Ansehen als er genossen: Innerhalb der Familie war er nicht der einzige politische Akteur, nicht der einzige Exilant, nicht der einzige Naturwissenschaftler und mitnichten der einzige Dichter. Auch wenn es aus der heutigen Perspektive so scheint, als habe er seine Geschwister in den Schatten gestellt, so hatte die Familie Büchner viele schillernde Persönlichkeiten. Gemeinsam hatten sie alle, dass sie in Darmstadt, der großherzoglichen Residenz des 19. Jahrhunderts, in einer angesehenen Medizinerfamilie aufwuchsen.

Die hier vorliegende Veröffentlichung dokumentiert in ausführlicher und eindrucksvoller Form die Lebensläufe der Familienmitglieder, beginnend mit den Eltern bis hin zu dem berühmten und im Jahr 1837 mit 24 Jahren im Exil früh verstorbenen Dichter Georg. Eines der in diesem Kontext herausragenden Talente war Wilhelm Büchner, Naturwissenschaftler und Demokrat, der mit der synthetischen Herstellung von Ultramarinblau Wohlstand und europaweites Ansehen erlangte. Durch seine Firma politisch unabhängig konnte er Republikaner aus Überzeugung sein und gelangte so über den Hessischen Landtag bis in den Deutschen Reichstag. In der demokratisch-republikanischen Tradition der Familie stand auch Ludwig Büchner, der als Sachbuchbestseller mit seinem Grundwerk des 19. Jahrhunderts „Kraft und Stoff“ die Naturwissenschaft mit der Philosophie verband und mit dieser Publikation einen internationalen Leserkreis erreichte. Der Medizinprofessor wurde oft als eine „Jahrhundertfigur“ bezeichnet und galt zugleich als Kosmopolit, ging er doch mit seinen Werken schon im 19. Jahrhundert auf Vortragsreisen unter anderem in die USA und nach Frankreich. Gemeinsam mit dem jüngsten der Brüder, Alexander, setzte er Georg ein Denkmal, indem er der Mitherausgeber seiner Werke wurde sowie sein erster Biograph war. Der jüngste Filius Alexander, der den vierzehn Jahre älteren Georg kaum kennen gelernt hatte, lebte die meiste Zeit seines Lebens in Frankreich, wo er, wegen republikanischer Vergehen aus dem hessischen Staatsdienst entlassen, ein Exil fand, Professor der Komparatistik und schließlich französischer Staatsbürger wurde. Als „pont sur le

Rhin“ bezeichnet, vollbrachte er einen Spagat zwischen den Kulturen und hielt trotz aller Widrigkeiten bis zu seinem Lebensende engen Kontakt zu der Familie in Darmstadt. Die engen Familienbande nicht abbrechen zu lassen, lag vor allem im Interesse von Luise und Mathilde Büchner, die als Frauen der Familie ihren Brüdern in nichts nachstanden. Obwohl Mathilde die einzige der Familie ist, die über sich selbst kein Zeugnis hinterlassen hat und dementsprechend nur durch die Geschwister weiterlebt, verkörperte sie den „guten Geist“ der Familie, indem sie sich um Eltern und Geschwister kümmerte und so die Verbindungen der Familienmitglieder miteinander aufrecht erhielt. Luise hingegen entwickelte sich zu einer erfolgreichen Schriftstellerin, die zur Emanzipationsdebatte Stellung nahm und durch revolutionär anklagende politische Werke selbst bei dem Darmstädter Fürstenhaus Anklang fand – auch ohne Studium und Schulausbildung. So wie Luise durch ihre intellektuelle Beziehung immer zu dem Bruder Georg zurückfindet, werden alle Geschwister in Abhängigkeit zu dem Schriftsteller beschrieben, bei ihm laufen die Fäden wieder zusammen. Und durch seinen Namen schließt sich bis heute der Kreis mit Darmstadt, wird dort doch seit 1923 alljährlich der nach Georg Büchner benannte höchste Literaturpreis Deutschlands verliehen.

Die hier vorgestellte Veröffentlichung ist sowohl für Laien als auch interessierte Kenner lesenswert, da sie wertvolle Einblicke in das Leben der Familie Büchner und die Traditionen der Darmstädter Familiengeschichte gibt. Basierend auf sorgsam recherchiertem Quellenmaterial, das sowohl Briefe der Familienmitglieder wie Urkunden, einen Stammbaum oder Gedichte mit einbezieht, geschmückt mit zahlreichen Abbildungen wie zum Beispiel Familienporträts oder Bildern der Umgebung ist, kann sich der Leser einen Eindruck der Lebensweise dieser eindrucksvollen Familie des 19. Jahrhunderts verschaffen.

Kassel/Darmstadt

Simona Göbel

Ewald GROTHE (Hg.): Ludwig Hassenpflug. Denkwürdigkeiten aus der Zeit des zweiten Ministeriums 1850-1855 (Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen Nr. 34). Marburg: N.G. Elwert-Verlag 2008, XXVI und 237 S. 18 Abb. € 31,00 (ISBN 978-3-7708-1317-9)

Der Kalender zeigt auf den 3. November 1853. Der leitende Minister des Kurfürstentums Hessen, Ludwig Hassenpflug, sitzt abends im Theater und schaut sich ein Lustspiel an. Das Stück ist gerade beendet, als ihn der Logendienter heraus bittet. Auf ihn wartet der Schwiegersohn des Kurfürsten, Graf zu Ysenburg-Büdingen-Wächtersbach. Der fasst ihn unter den Arm, bugsiert ihn an den Rand des Friedrichsplatzes und überschüttet ihn mit Vorwürfen: Die „Kasseler Zeitung“, welche die Ankunft des Grafen vermeldet hatte, habe seine Frau nicht mit dem korrekten Titel, nicht als Fürstin aufgeführt. Das sei seine, Hassenpflugs, Schuld. Als dieser sich dagegen verwahrt, schlägt der Graf mit dem Spazierstock zu. Hassenpflug trägt Beulen und Platzwunden davon. Passanten, die stehen bleiben und helfen wollen, wird bedeutet, so jedenfalls kolportiert es die lokale Presse: „Liebe Leute, ich bin der Graf Isenburg und prügele hier den Minister Hassenpflug.“ Der Vorfall wirbelt, wie man sich vorstellen kann, einigen Staub auf. Der Graf verschwindet für etliche Monate in einer Anstalt, Hassenpflug erntet teils Anerkennung, teils Häme und Spott. Er selber wittert eine Intrige aus der Mitte der kurfürstlichen Familie, um ihn zu diskreditieren, womöglich als Minister zu beseitigen.

Eine Episode, gewiss, aber eine voller Symbolkraft. Denn sie zeigt, dass der Premierminister ein umstrittener Mann war: selbst bis in die höchsten Kreise hinein. Wenn man mit Thomas Nipperdey sagt, Kurhessen sei das „Musterland der Reaktion“ gewesen, muss man hinzufügen, dass sie in Hassenpflug ihre leibhaftige Gestalt gefunden hat. Dass er 1850 wieder ins Amt berufen wurde, das Innen- und Justizressort versah, war ein Déjà-vu-Erlebnis. Denn schon einmal, zwischen 1832 und 1837 hatte er den Part des konservativen Eisenbarts gegeben: hatte versucht, den Einfluss der Ständeversammlung einzudämmen und sie auf ein totes Gleis zu schieben.

Diese Aufgabe fiel ihm auch nach der Revolution von 1848 zu. Schon seine Ernennung löste in der liberalen Öffentlichkeit einen Sturm der Entrüstung aus, galt er doch als unbelehrbarer Verfechter des Monarchischen Prinzips, der fürstlichen Autorität und Prärogative. Das „Partei-getriebe“ war ihm ein Greuel, der Anspruch auf parlamentarische Mitsprache ebenso. Für Kompromisse war er nicht zu haben: Seine Taktik lief von Anbeginn an auf Konfrontation hinaus: auf Kampf gegen die Überbleibsel der Revolution und das, was er den „constitutionellen Wahnsinn“ nannte. Man sollte meinen, dass ihm diese Haltung die uneingeschränkte Anerkennung des Regenten eingebracht hätte. Dem allerdings war nicht so. Bereits früh gab es Reibereien, Missverständnisse, Animositäten. Kurfürst Friedrich Wilhelm habe ein „hämisches, boshaftes“ Temperament, war Hassenpflug überzeugt, sei geprägt von schwankendem Charakter, lähmender Unentschlossenheit und beschränktem politischen Verstand. Die Tatsache, dass die Ministerherrlichkeit 1855 zu Ende ging, schrieb er nicht eigenem Unvermögen, sondern seinem Landesherrn zu, der den „Zusammenhang der Regierung“, die „Kraft und Bedeutung des Regiments“ fortwährend erschüttert, damit der Monarchie einen Bärendienst erwiesen habe.

Dieses Urteil findet sich in den Denkwürdigkeiten, die Hassenpflug in den letzten Lebensjahren zu Papier brachte. Das Licht der Welt erblickten sie jedoch nicht, denn einen Verleger fand er dafür nicht. Das hatte seine Ursache in mangelndem erzählerischen Talent, lag daran, dass – wie er selber einräumte – „seine Befähigung zu schriftstellerischer Darstellung“ gering war. Tatsächlich bereitet die Lektüre der Erinnerungen kein Vergnügen. Der Stil ist ledern, die Sprache bürokratisch, kanzleihaft gestelzt. Der Autor berichtet ohne Punkt und Komma: weder gibt es einen erkennbaren roten Faden noch eine in sich schlüssige Gliederung. Wichtiges steht umstandslos neben Unwichtigem: der Konflikt um die Verfassung und die Bundesexekution, der an den Rand des Krieges geführt hatte, neben selbstverliebt ausgebreiteten Details zur Kirchen-, Justiz- und Baugeschichte. Kennzeichnend sind langatmige Erwägungen, die selbst wohlmeinende Leser zur Verzweiflung treiben. Um die Glaubwürdigkeit des Manuskripts zu erhöhen, hatte der Autor Anlagen beigefügt: insgesamt 302, die der Herausgeber EWALD GROTHE, ein intimer Kenner der Materie, nicht abdruckt, auch nicht abdrucken konnte, wollte er den Umfang des Bandes nicht sprengen. Die Transparenz der Argumentation hätten jeweils knappe Inhaltsangaben vielleicht verbessern können. Aber auch hier hat vermutlich der verfügbare Raum zur Sparsamkeit gezwungen. Daraus freilich erwächst die Konsequenz, dass den Nachlass im Marburger Staatsarchiv konsultieren muss, wer mehr und Genaueres wissen will. Dies jedoch heißt nicht, dem Bearbeiter den nötigen Respekt zu versagen: Wir verdanken ihm eine instruktive Einleitung und ebenso instruktive Erläuterungen, die den Text zwar nicht weniger sperrig, ihn aber doch ein bisschen handhabbarer machen.

Kassel

Jens Flemming

Clive BROWN: Louis Spohr. Eine kritische Biographie. Aus dem Englischen von Wolfram Boder. Kassel: Verlag Merseburger Berlin 2009, 439 S., zahlr. Abb. und Notenbeispiele, € 49,90 (ISBN 978-3-87537-320-2)

Wolfram BODER: Die Kasseler Opern Louis Spohrs. Musikdramaturgie im sozialen Kontext. Kassel: Bärenreiter-Verlag 2009, Textband 368 S., Notenband 338 S., € 69,99 (ISBN 978-3-7618-1878-7)

Louis Spohr, seit 1822 Hofkapellmeister, später Generalmusikdirektor in Kassel gehörte zu seinen Lebzeiten zu den bekanntesten Komponisten Europas. Erstaunlicherweise geriet er nach seinem Tod im Jahre 1859 jedoch weitgehend in Vergessenheit. Um so erfreulicher ist eine erneute Wertschätzung seiner Persönlichkeit und seines Werkes aus Anlass des 150. Todestages zum Beispiel durch die Wiederaufführung seiner Oper „Jessonda“ am Kasseler Staatstheater sowie durch verschiedene Publikationen. Die Biographie von Clive Brown geht allerdings auf die englischsprachige Originalausgabe aus dem Jahre 1984 (Cambridge University Press)

zurück. Dankenswerterweise wurde diese gut lesbare musikhistorische Darstellung durch Dr. Wolfram Boder, einen Spohrfachmann, zum Jubiläum ins Deutsche übertragen. Die lebendige Schilderung folgt dem Lebensweg des 1784 in Braunschweig als Sohn eines Arztes geborenen Ludwig, dann in französischer Manier Louis genannten, Spohr von Gotha, wo er als Konzertmeister begann, über Wien und Frankfurt nach Kassel – auf Empfehlung keines Geringeren als Carl Maria von Webers. Hier bleibt er bis zu seinem Tode, unternahm jedoch zahlreiche Reisen nach England, wo er große Triumphe erlebte. Der Geigenvirtuose, Musikpädagoge, Dirigent und Komponist war mit allen wichtigen Musikern seiner Zeit persönlich bekannt und machte Kassel zu einem Zentrum der Musikwelt. Hier entstanden neben kammermusikalischen Werken und Sinfonien insbesondere seine großen Opern. Diesen widmet sich das zweibändige Werk von Wolfram Boder, das auf seine Berliner Dissertation zurückgeht. Der Autor folgt in seiner Studie einem gesellschaftsgeschichtlichen Ansatz, indem er versucht, Spohrs Musikdramen in einen sozialen Kontext einzuordnen. Auf über 50 Seiten gibt der Autor entsprechend einen sehr lesenswerten Überblick über Lebensumstände und politisches Umfeld Louis Spohrs während seiner Kasseler Amtszeit. Es erweist sich als Dilemma dieses Musikers der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dass er einerseits, wie traditionell, seinem Fürsten und Arbeitsgeber als Bediensteter verpflichtet ist, andererseits aber selbst zum liberalen Bürgertum gehört, dass sich gerade von Fürstenwillkür befreien will. Spohr machte in Kassel aus seiner freiheitlichen Gesinnung keinen Hehl und soll sogar auf den Barrikaden gestanden haben; er bediente jedoch trotzdem, indem er eine hohe Musikkultur am Hoftheater garantierte, das Repräsentationsbedürfnis der Kurfürsten Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm I. Immerhin führte er Richard Wagners „Tannhäuser“ auch gegen den Willen seines Dienstherrn, der die Musik des Eilanten nicht dulden wollte, auf. Nicht zuletzt konnte Spohr durch die Wahl seiner Opernlibretti seiner eigenen humanitären Gesinnung Ausdruck verleihen. Beide Publikationen überzeugen nicht zuletzt deshalb, weil sie Interessierten durch zahlreiche musikalische Hinweise mit Notenbeispielen einen guten Einstieg in das Werk Louis Spohrs bieten.

Kassel

Christina Vanja

Sabine KÖTTELWESCH / York-Egbert KÖNIG: Katharina von Westphalen – Gemahlin des Jérôme Bonaparte und Königin in Kassel. Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verlag 2008, 64 S., zahlr. Abb., € 12,90 (ISBN 978-3-8313-1935-0)

Für Katharina von Westphalen, geb. 21.2.1783 in St. Petersburg, jährte sich jetzt zum 225. Male ihr Geburtstag. Ihr Vater Friedrich von Württemberg (1754-1816) stand bis 1786 im Dienste des Zaren.

Der biographische Bildband von Sabine Kötzelwesch, ehem. Bibliothekarin der Gesamthochschule Kassel/Murhardsche Bibliothek, stützt sich vor allem auf Kasseler Archivbestände. Er füllt eine biographische Lücke, da er das Bändchen von Jörg A. Huber „König Lustig“ aus dem gleichen Verlag ergänzt. York-Egbert König übersetzte Briefe Katharinas aus dem Französischen, die sie als Gattin Jérômes schrieb. Hinzu kommen Eintragungen aus Katharinas Tagebuch bis August 1818. Dadurch erhält der Leser einen lebendigen Eindruck von den Sorgen und Nöten am Hofe, als Katharina an der Seite Jérômes ihr Königreich regierte, das mit 8 Departements (1811-1813) auch große Teile des Kurfürstentums Hannover umfasste. Am 7. Dez. 1807 zog Katharina mit Jérôme als Königin von Westphalen in Kassel ein (S. 24 f.). Wilhelmsthal hieß seitdem Katharinenthal.

Der Band ist genealogisch gut recherchiert. Er folgt den biographischen Stationen. Die Ehe Katharinas mit Jérôme wäre nie zustande gekommen, wenn diese nicht im politischen Kalkül Napoleon Bonapartes gelegen hätte, war doch das Haus Württemberg mit den führenden Dynastien Europas verwandtschaftlich verbunden. Über die braunschweigische Linie ihrer Mutter hatte Katharina auch hessische Vorfahren. Katharina liebte ihren Gatten sehr, obwohl er sie oft hinter-

ging. Von Jérômes Liebschaften legen vier Kinder zwischen 1808-1812 Zeugnis ab (S. 33 f.). Erst später, im gemeinsamen Exil (Österreich, Italien, Schweiz) (S. 43 f.) gebar Katharina Jérôme drei Kinder, bevor sie im Alter von 52 Jahren in Lausanne starb.

Der Abschnitt „Widerstand gegen die Fremdherrschaft“ (S. 35 f.) ist interessant, zumal Katharinas Onkel, Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg (1771-1815), mit seiner „schwarzen Schar“ 1809 gegen die westphälische Herrschaft kämpfte, ehe ihm die Flucht nach England glückte. Den Abschluss bilden Literaturverzeichnis, Zeit- und Stammtafel. Hilfreich wäre allerdings noch eine Karte des Königreichs Westphalen gewesen. Für Freunde hessischer Geschichte erweist sich dieser ansprechend gestaltete Band als recht geeignet.

Marburg

Herwig Gödeke

Judentum, Kirchengeschichte

Paulgerhard LOHMANN: Der antijüdische NS-Rassenwahn und die Fritzlärer Juden 1933-1949. Norderstedt: Books on Demand 2007, 200 S., € 19,00 (ISBN 978-3-8334-7504-7)

Der Autor des Buches, Paulgerhard Lohmann, Pfarrer im Ruhestand und passionierter Hobby-Historiker, hat sich um die jüdische Geschichte der Stadt Fritzlär in den letzten Jahren mehr als verdient gemacht, wofür er als Auszeichnung das Bundesverdienstkreuz erhielt. Um eine Aussöhnung mit dem Judentum herbeizuführen, hat er 2002 erstmals ein Buch mit dem Titel „Hier waren wir zu Hause, die Geschichte der Juden von Fritzlär 1096-2002“ herausgegeben, in dem er ausführlich die erste Ansiedlung von Juden in der nordhessischen Kleinstadt bis hin zu dem heutigen jüdischen Leben beschrieb. Bei der hier vorliegenden Veröffentlichung handelt es sich um eine Überarbeitung des 13. und 14 Kapitels aus dieser Untersuchung, die er im Jahr 2006 unter dem Titel „Jüdische Mitbürger in Fritzlär 1933-1949“ bereits ausgekoppelt hat und die nun ein weiteres Mal ergänzt wurde. Leider wurden manche Schwächen nicht beseitigt, so dass der Leser für weitere Quellen- und Literaturhinweise noch immer auf das allgemeine Werk zurückgreifen muss.

Im Wesentlichen setzt sich die hier vorliegende sehr umfangreiche Studie aus einer Chronik der Jahre 1933 bis 1949 zusammen, in der die Jahre des Nationalsozialismus und, kurz angerissen, die ersten Nachkriegsjahre Jahr für Jahr chronologisch unvernetzt abgearbeitet werden. In dem zeitlichen Abriss des jeweiligen Jahres, der jedem Kapitel vorangestellt ist, hat Lohmann zunächst alle Ereignisse zusammengetragen, die in einem Zusammenhang mit der Stigmatisierung und Verfolgung der deutschen Juden standen und auf diese Weise eine Unmenge von Fakten zusammengefügt. Alle Bereiche des jüdischen Lebens und deren Einschränkungen durch Gesetze wie Verbote werden hier angesprochen. Die Faktendichte untermalt der Autor mit persönlichen Kommentaren, wie zum Beispiel „Man beachte die Wortwahl“ (S. 9) oder „Wahrscheinlich fürchtete man, dass in der internationalen Presse die Klagen der Juden über die Verfolgung stehen würden“ (S. 48), die jedoch nicht wissenschaftlich fundiert sind und Mutmaßungen enthalten. Zudem unterstreicht er Worte, die zunächst als Blickfang dienen sollen, aber beim zweiten Hinsehen eher willkürlich erscheinen und den Leser verwirren. Vorbildlich ist jedoch, dass Paulgerhard Lohmann schon zu Beginn des Werkes seine Anschrift und Telefonnummer mitteilt, unter denen ihn der Leser auf Korrekturen oder Ergänzungen hinweisen kann.

An die Chronologie des Jahres schließt sich eine ausführliche Auflistung aller Fritzlärer Bürger jüdischen Glaubens und deren Erleben des jeweiligen Zeitabschnittes an. Jedes Kapitel endet mit der Darstellung, wie viele jüdische Bürger emigriert, verstorben, deportiert oder in andere Gemeinden verzogen sind, sowie den Verkäufen zu denen sie gezwungen waren. Als Bilanz steht die Zahl der jüdischen Bürger, die noch vor Ort verblieben waren. Diese Darstellungsweise zeigt, wie sich die Schlinge um den Hals der Juden immer fester zog, bis 1942 keine Juden mehr in Fritzlär existierten. Nach dem Krieg kehrten bis zum Jahr 1949 auch nur

sieben jüdische Bürger zurück. Die Quellen basieren unter anderem auf vielen Zeitungsartikeln aus dem Homberger und Fritzlarer Kreisblatt der 30er und 40er Jahre, Berichten ehemaliger jüdischer Bürger und Dokumenten wie Aushängen oder Bildern, die in dieser Veröffentlichung mit abgedruckt sind.

Nicht nur wegen des Themas, sondern auch wegen der Anhäufung von Fakten dient dieses Werk nicht zur reinen Lesefreude, sondern sollte eher als Nachschlagewerk genutzt werden. Die Bedeutung des Buches liegt klar in dem umfangreichen Material, das Lohmann hier zu der nordhessischen Kleinstadt Fritzlar und deren jüdischen Bevölkerung zusammengetragen hat.

Obwohl es sich aus der Sicht des Historikers zwar um eine fundierte, jedoch keine dezidiert wissenschaftliche Studie handelt, stellt sie dennoch einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der jüdischen Geschichte in der Region dar, die das dortige jüdische Leben im Gedächtnis der noch lebenden Zeitzeugen und deren Nachkommen lebendig erhält. Lohmann war in Fritzlar einer der Initiatoren des Stolpersteinprojektes, bei dem auf Messingplatten Namen der deportierten und ermordeten Juden der Stadt eingraviert und an deren ehemaligen Wohnort in den Boden gelassen werden. Die vorliegende Veröffentlichung enthält eine Auflistung der Stolpersteine Fritzlars. Diese innerstädtischen „Gedenkstätten“ dienen als Andenken an die im Nationalsozialismus Verfolgten und im Holocaust Ermordeten ebenso wie dieses Buch und sie mahnen uns auch im regionalen Bereich das Leben und das Sterben der jüdischen Gemeinden nicht zu vergessen. Auf Orte bezogene Studien wie die hier vorliegende, geben ein umfassendes Bild jüdischer Geschichte und helfen den Lesern damit, das Erinnern aufrecht zu erhalten.

Kassel

Simona Göbel

Bernd LINDENTHAL (Hg.): Heimatvertriebene Nachbarn. Beiträge zur Geschichte der Juden im Kreis Ziegenhain. Band III. Schwalmstadt-Treysa: Verlag Stadtgeschichtlicher Arbeitskreis 2008, 493 S., € 16,80 (ISBN 978-3-00-025929-6)

Im Jahr 1993 erschienen die beiden ersten Bände „Heimatvertriebene Nachbarn. Beiträge zur Geschichte der Juden im Kreis Ziegenhain“. Wie nachhaltig sich diese Arbeit einiger engagierter Forscher auf das Mahnen, Erinnern und die Gedenkkultur in der Schwalm ausgewirkt hat, zeigte sich schon zwei Jahre später mit der Anbringung von Gedenktafeln an die zerstörten Synagogen von Treysa und Ziegenhain, mit einer Straßenbenennung zu Ehren des jüdischen Tierarztes Abraham Höxter in Treysa, mit der Verlegung von Stolpersteinen des Künstlers Gunter Demnig in Treysa, Ziegenhain und Oberaula. Die beiden Bücher fanden ihren Weg aber auch zu einigen noch lebenden Juden und vielen Nachfahren der vom NS-Regime vertriebenen und ermordeten jüdischen Schwälmer in aller Welt. Daraus entstanden Kontakte, Gespräche und Freundschaften mit Zeitzeugen, die Übergabe wertvoller Fotos und Dokumente, die nun in einem dritten Band des Stadtgeschichtlichen Arbeitskreises Schwalmstadt-Treysa mit Bernd Lindenthal als Herausgeber erschienen sind.

Während die ersten beiden Bücher des Stadtgeschichtlichen Arbeitskreises die Geschichte der jüdischen Gemeinden im Altkreis Ziegenhain von den Anfängen bis zum furchtbaren Ende darstellten, bietet der neue Band eine Fülle von Einblicken in Einzel- und Familienschicksale jüdischer Bürger in den Jahren der Nazi-Diktatur. Dabei wird die einstmalige enge Einbindung dieser vertriebenen Nachbarn in ihrem ländlichen Lebensraum sichtbar, aber auch das Erschrecken und Erstarren der Betroffenen, als im gleichen Milieu mit bösartig-akribischer NS-Bürokratie Deportation und Vertreibung einsetzten.

Barbara Greve zeigt in ihrem umfassenden Einleitungsartikel die bittere Alternative „Exil oder Tod“ an zahlreichen Einzelschicksalen aus den Landgemeinden des Altkreises Ziegenhain auf und beschreibt beispielsweise den Kampf um die begehrten Reisepässe derer, die zur Flucht und Emigration bereit waren. Wertvolle Berichte, Bilddokumente und der Respekt vor den Existenzgründern in Israel unter dem Titel „Spezialität Schwälmer Tracht“ zeichnen einen Bei-

trag von Bernd LINDENTHAL über die Vertreibung der Familie Baum aus der Schwalm aus. Aus dem 1995 neu gewonnenen Kontakt zu dem heimatvertriebenen Treysaer Carl D. Schwalm, der 1938 in die USA flüchtete, dort lebte, seinen Lebensabend in Israel verbringt und nun seine Autobiografie „Meine drei Leben“ für das Buch verfasste, entstand eine enge Freundschaft mit Bernd Lindenthal.

An weitere Schicksale jüdischer Nachbarn erinnern die mit vielen Originaldokumenten belegten Beiträge von Uwe Schmidt „Familie Strupp – eine Spurensuche“, Hans Gerstmann „April 1939: Ziegenhain ist ‚judenfrei‘“ oder Barbara Greve „Die Familie Siegmund Wallach aus Oberaula“. In Amerika hat Senta Walach Seligmann ihr Empfinden als 13-jähriges Mädchen beim Miterleben der „Kristallnacht“ in Oberaula niedergeschrieben.

„Jeder Mensch hat einen Namen“ – die Überschrift über das Kapitel der Juden aus Neukirchen am Knüll von Barbara Greve ist zugleich das Hauptanliegen der beteiligten Autoren. „All den Verjagten und Ermordeten eine Gesicht und eine Identität zurückzugeben und ihre einstmalige enge Einbindung in die dörflich-kleinstädtischen Strukturen des Kreises Ziegenhain zu zeigen, war und ist den Autoren eine ernste Verpflichtung“, schreibt der Herausgeber. Band III der „Verfolgten Nachbarn“ will Menschen gegen eine neofaschistische Wiederkehr immun machen. Seine auf fast 500 Seiten geleistete Dokumentation der Verfolgung ist deshalb zugleich ein höchst wirkungsvolles Plädoyer für Widerstand, Unterstützung und Anteilnahme für verfolgte Minderheiten.

Burgwald-Wiesefeld

Karl-Hermann Völker

Jens FLEMMING / Dietfrid KRAUSE-VILMAR / Wolfdietrich SCHMIED-KOWARZIK (Hg.): Juden in Deutschland. Streiflichter aus Geschichte und Gegenwart. Kassel: University Press 2007, 114 S., € 14,00 (ISBN 3-89958-265-9)

Fast vierzig Jahre stagnierte die jüdische Gemeinschaft demographisch wie in ihrer gesamten Struktur – im Osten wie im Westen Deutschlands. Ihre Institutionen blieben erstarrt und wurden zu einer leeren Hülle äußerer Repräsentation. Doch mit dem Beginn der 90er Jahre und dem Zustrom von Juden aus den ehemaligen Ostblockländern entwickelten sich neue dynamische Prozesse in den jüdischen Gemeinden und die jüdische Identität in Deutschland wurde wieder stärker gelebt. Diese „jüdische Renaissance“ fand auch in Kassel ihren Niederschlag, wo durch Einwanderung die Zahl der Gemeindeglieder heute auf über 1.100 angewachsen ist, so dass neue synagogale Räumlichkeiten geschaffen werden mussten. Im Jahr 2000 konnte schließlich die Neue Synagoge in Kassel eingeweiht werden. Im Rahmen dieser Feierlichkeiten führte die Universität 2001/2002 eine Ringvorlesung zum Thema „Juden in Deutschland“ durch.

Der hier vorliegende Sammelband ist das Produkt dieser Auseinandersetzung mit dem Judentum. Er vereinigt sechs Aufsätze nationaler und internationaler Autoren, die mit einem Gang durch eine zweihundertjährige Geschichte zu einem neuen Nachdenken über das Verhältnis von Deutschen und Juden beitragen wollen. Da die Veröffentlichung aus einem interdisziplinären Rahmen heraus entstand, liegt ein Konglomerat von Abhandlungen aus der Pädagogik, Geschichte und Philosophie vor: eine jede jedoch in sich schlüssig und von Originalität sowie eigenem Stil zeugend.

Der Streifzug durch die Geschichte der Juden beginnt mit dem Beitrag von Dietfrid KRAUSE-VILMAR, der die Kasseler jüdische Gemeinde als Beispiel nutzt, um, beginnend mit der einsetzenden Gleichberechtigung unter Jérôme Bonaparte bis hin zum Neubau der Synagoge, alle Höhen und Tiefen der Emanzipation darzustellen. Er führt das starke Anwachsen der Gemeinde zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die Entstehung des ersten jüdischen Lehrerseminars in Kassel oder die Einweihung der Synagoge 1839 an, bezieht die Errungenschaften während der Revolution von 1848 ebenso ein, wie das Erstarren der neu erworbenen Rechte während der Restaurationszeit, stellt wohlthätige Unternehmungen Kasseler Persönlichkeiten wie Sigmund

Aschrott und Ludwig Mond heraus und zeigt schließlich das Ende der jüdischen Gemeinde an Beispielen Verfolgter und Ermordeter.

Im 19. Jahrhundert ist zugleich der Aufsatz von Micha BRUMLIK zu verorten, der den schwierigen Umgang deutscher Aufklärer mit der Emanzipation am Beispiel Friedrich Schleiermachers herausarbeitet. Schleiermacher setzte sich zwar für eine schnelle „Einbürgerung“ der Juden ein, stellte sich aber gegen eine theologische Weiterentwicklung des Judentums. Den Juden sprach er das Recht auf Konversion ab, da sie zwar gute Staatsbürger hätten werden können, jedoch keine guten Christen. Eine Konversion alleine aus politischen Gründen wie die Gleichberechtigung müsse daher verhindert werden. Die Institution des im 18. und 19. Jahrhunderts vielfach von Juden, wie Henriette Herz, geleiteten Salons konnte zwar in diesem Rahmen kurzzeitig der Aufhebung von Standes-, Klassen- und religiösen Grenzen dienen, bot aber nach Schleiermacher keine Lösung für das Dilemma, da „aller Rede von freier Individualität zum Trotz [...] die Anerkennung von Alterität scheitern“ (S. 45) musste.

Mit den drei großen deutsch-jüdischen Philosophen Hermann Cohen, Martin Buber und Franz Rosenzweig und deren Umgang damit, gleichzeitig Jude und Deutscher zu sein, befasst sich Wolfdiétrich SCHMIED-KOWARZIK. Er stellt eine Sichtweise von Juden zu Beginn des 20. Jahrhunderts dar, als die Shoah in den Köpfen der Gelehrten noch nicht existent war und Begriffe wie Volk, Nationalität und Nation keinen negativen Zusatz beinhalteten. Während Cohen seine Treue offen zu Deutschland bekannte, ohne seine Identifikation mit der jüdischen Nationalität aufzugeben, trennte Buber als Zionist im Gegensatz zu ihm Nation und Nationalität strikt von einander, da Juden für ihn ein eigenes Volk verkörperten. Für Rosenzweig war das Deutschtum erst gar nicht mit dem Judentum vergleichbar, weil es damit in eine religiöse Sphäre gehoben würde. Den Zwang zur Assimilation könnten nach ihm die Juden, die immer schon als Fremde unter fremden Völkern gelebt hätten, nicht ablegen.

Mit einem Aspekt der „Judenfrage“ beschäftigt sich auch Jens FLEMMING in seinem Beitrag, mit der Frage nach dem „Jude-Sein“, die sich seit Ende des 19. und zum beginnenden 20. Jahrhundert als Reaktion entweder in Assimilation oder gegensätzlich im jüdischen Nationalismus, dem Zionismus, äußerte. Er zeigt die Divergenzen am Beispiel von Persönlichkeiten aus Literatur, Politik und Öffentlichkeit, die zwischen Anziehung und Abstoßung ihre Rolle als Juden in der Gesellschaft zu verorten suchten. Vor dem Hintergrund der Emanzipation des Kaiserreich, den Wirren während und nach dem Ersten Weltkrieg, der Gleichstellung per Gesetz in der Weimarer Republik, gleichzeitig gepaart mit aufkommendem Antisemitismus durch Inflation und Weltwirtschaftskrise, wird in diesem Beitrag dargelegt, wie diese „Judenfrage“ auf jüdischer wie nichtjüdischer Seite kontrovers erörtert wurde.

Der Tel Aviver Historiker und Philosoph Moshe ZUCKERMANN diskutiert die Frage, wie die „Kritische Theorie“ in Israel rezipiert wurde. Diese Theorie der Frankfurter Schule, deren Gegenstand die kritische Analyse der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, d. h. die Aufdeckung ihrer Herrschafts- und Unterdrückungsmechanismen und Entlarvung ihrer Ideologien ist, wurde unter anderem durch ihren kritisch-elitären Gestus, der Tatsache, dass die Vertreter der Theorie keine Zionisten waren sowie aus dem pragmatischen Grund, dass lange Zeit keine Übersetzung vorlag, in Israel nicht rezipiert. Zugleich gab es große inhaltliche Diskrepanzen zwischen der kritischen Theorie und zionistischen Themen, da sich die Frankfurter Denker um eine Antisemitismustheorie bemühten, die jedoch keinesfalls auf die vom Zionismus angebotene Lösung des Problems ausgerichtet war.

Der Frage einer Verortung der jüdischen Wissenschaft an heutigen Universitäten geht Eveline GOODMAN-THAU, Theologin aus Jerusalem, nach. Nicht nur unter Gesichtspunkten des Holocaust dürfe man die deutsch-jüdische Geschichte begreifen, sondern man müsse zugleich auf den Beitrag der Juden zur Geistesgeschichte eingehen. Das Verschwinden an Tradition war und ist gekennzeichnet vom Verlust des europäischen Judentums, das den Kontinent prägte. Daher ist jüdische Geschichte als etwas Eigenes zu begreifen, das nicht in fremde Kontexte eingeordnet werden

dürfe. Ihr Appell geht dahin, die Wissenschaft des Judentums in Deutschland wieder zu stärken, sie nicht im 19. Jahrhundert verharren, sondern bis ins 21. Jahrhundert hineinreichen zu lassen und die alten Traditionen wieder zu beleben.

Der Band zeigt, wie facettenreich das jüdische Leben in Deutschland war, und ruft uns eindringlich zu einer Neubelebung des deutsch-jüdischen Miteinanders auf: einer Beziehung, die, abgesehen von den schrecklichen Jahren des Nationalsozialismus, äußerst befruchtend war und wieder sein könnte. Die Intention, die jüdische Thematik ins Bewusstsein der Kasseler und der deutschen Bevölkerung zurückzubringen, gleichzeitig den Verlust des deutschen Judentums und dessen wesentlichen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte in dieser Stadt wie in anderen deutschen Städten sichtbar zu machen, ist mit dieser Veröffentlichung mehr als gelungen.

Kassel

Simona Göbel

Hans Jürgen BRANDT / Karl HENGST: Geschichte des Erzbistums Paderborn. Band 2: Das Bistum Paderborn von der Reformation bis zur Säkularisation 1802/21. Paderborn: Bonifatius Verlag 2007, 709 S., 48 Seiten mit Farbtafeln, € 39,90 (ISBN 978-3-89710-002-2)

Mit dem vorliegenden Band hat die auf drei Bände konzipierte Geschichte des Erzbistums Paderborn ihren Abschluss gefunden. Damit liegt nunmehr vollständig das Standardwerk eines der maßgebenden geistlichen und vor dem 19. Jahrhundert auch weltlichen Territorien in Deutschland vor. Die Bedeutung des Bistums bleibt keineswegs nur auf Westfalen beschränkt, sondern schließt die angrenzenden Gebiete, insbesondere das südlich gelegene Hessen und Waldeck mit ein. Behandelt wird der Zeitraum von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, unmittelbar vor dem Einschnitt der Säkularisierung durch den Reichsdeputationshauptschluss von 1803. Das einleitende Kapitel des ersten Abschnittes, „Reformation und Konfessionsbildung“, lässt die Verklammerung des westfälischen Bistums mit den angrenzenden Territorialmächten, Landgrafschaft Hessen und Grafschaft bzw. Fürstentum Waldeck, recht deutlich werden. Die Anfänge der lutherischen Reformation in Hessen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gingen ebenso wenig wie bei den im Norden des Bistums gelegenen evangelischen Gebieten Ravensberg, Herford und Minden spurlos an Paderborn vorüber. Es ist letztlich Fürstbischof Dietrichs IV. von Fürstenberg (1585-1618) gewesen, den die Herausgeber als „katholischen Reformator des Bistums“ bezeichnen, der mit kräftigem Beistand der Jesuiten verhindern konnte, dass Paderborn endgültig zu einem evangelischen Territorium geworden ist. Der Gewinn des Buches besteht für den Protestantens zweifellos darin, die Reformationsgeschichte Nordhessens einmal knapp und fundiert aus der Sicht von katholischen Kirchenhistorikern kennen zu lernen.

Den Autoren geht es nicht um eine chronologische Darstellung vom 16. bis 18. Jahrhundert. Der Handbuchcharakter kommt vielmehr im übersichtlichen systematischen Aufbau zum Ausdruck. Das Buch ist in drei große Abschnitte gegliedert: Der erste, mit „Raum und Entwicklung“ überschriebene, geht nach dem geschichtlichen Überblick zur Reformationsgeschichte und Konfessionsbildung besonders auf die Verwaltungs- Wirtschafts- und Sozialstruktur ein. Die Stärke des zweiten Abschnittes, „Leitung des Bistums“, besteht darin, dass es den Bearbeitern weniger um eine systematische Darstellung von Strukturen geht, als um die personengeschichtlichen Darstellungen von Amtsträgern in der bischöflichen Verwaltung, dem Weltklerus und den verschiedenen Orden. Hinzu kommen die Laien und die kirchlichen Vereinigungen. Die Übersichtlichkeit des Abschnittes wird noch erhöht durch chronologische Tabellen der maßgebenden Personen und daran anschließende prosopographische Darstellungen. Gerade die Tabellen und Personendarstellungen lassen den Band zu einem benutzerfreundlichen Nachschlagewerk werden. Im abschließenden dritten Abschnitt, „Das Kirchliche Leben“, geht es um die kirchliche Kunst der Renaissance- und Barockzeit, in der Namen wie der des Baumeisters Johann Conrad Schlaun und der Bildhauerfamilien Gröninger und Papen nicht fehlen dürfen. Der umfassende

Überblick des Bistums in der frühen Neuzeit endet mit einer Übersicht der Äußerungen des gottesdienstlichen Lebens, der Volksfrömmigkeit und des kirchlichen Brauchtums.

Den einzelnen Abschnitten sind zahlreiche sorgfältig ausgewählte und zum Teil farbige Abbildungen beigegeben, dazu ein umfangreiches Literaturverzeichnis. Ein Personen-, Orts- und Sachregister erhöht noch die Benutzbarkeit des ohnehin sehr übersichtlich gestalteten Werkes.

Haina (Kloster)

Arnd Friedrich

Andrea FRONECK-KRAMER: *Animus. Der Geist, der Sinn, der Mut, das Herz. Geschichte des Ursulinenklosters Fritzlar von 1711-2006.* Kassel: Euregioverlag 2007, 160 S., zahlr. Abb., € 27,00 (ISBN 978-933617-28-6)

Vorzustellen ist ein künstlerisch sehr schön gestalteter Band. Auf dem Umschlag befinden sich die Notizen, welche die Autorin, die einst selbst Schülerin bei den Ursulinen war, bei der Vorbereitung des Buches gemacht hat. Der Ursulinenorden wurde 1535 durch Angela Merici in Brescia gegründet. Die Unterrichtstätigkeit der katholischen Schwestern war seitdem in ganz Europa Teil der Gegenreformation und leistete zugleich schon in der Frühen Neuzeit einen wichtigen Beitrag zur Mädchenausbildung. Das Ursulinenkloster in Fritzlar wurde 1711 durch Schwestern aus Metz gegründet. Der Unterricht begann zunächst in einem Mietshaus mit drei französischen Pensionärinnen. Bis 1719 war ein eigenes Klostergebäude fertiggestellt. Ab 1731 konnte auch Elementarunterricht für Externe in einem eigenen Schulhaus gegeben werden. Die Pensionärinnen kamen zumeist aus hessischen Adelsfamilien. Zu den bekanntesten Schülerinnen gehörte 1794 bis 1797 Bettine von Arnim, geborene Brentano, die hier nach dem Tod der Mutter zusammen mit ihren Schwestern Gundel, Lulu und Meline untergebracht war. Im 19. Jahrhundert konnten die Fritzlarer Ursulinen die staatliche Anerkennung für ihre Schule, die seit 1903 „Höhere Mädchenschule“ hieß, erreichen. Einen schweren Einbruch brachte der pädagogischen Einrichtung die Zeit des Nationalsozialismus: Nachdem bereits die Unterrichtserlaubnis den Schwestern entzogen worden war, wie im Jahre 1941 die Gestapo die Ursulinen aus und beschlagnahmte das Kloster. Dieses wurde als Lazarett genutzt. Nach dem Krieg kehrten die Schwestern zurück und nahmen den Unterricht in Fritzlar wieder auf. Seit 1969 ist die Schule Mädchen und Jungen geöffnet; seit 1974 verfügt sie über Hauptschul-, Realschul- und Gymnasialzweig und ist seit 1980 als christliche Privatschule anerkannt. Über das vielseitige Wirken der Bildungseinrichtung heute kann man sich über die Homepage der Schule einen lebhaften Eindruck verschaffen. Einer fortlaufenden Chronik und Darstellungen zu einzelnen Epochenabschnitten sind dem Band zahlreiche Dokumente aus dem Schularchiv und sehr schöne Fotoaufnahmen aus dem Inneren des Klosters St. Ursula zugefügt.

Kassel

Christina Vanja

Manfred GAILUS, Wolfgang KROGEL (Hg.): *Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche im Nationalen. Regionalstudien zu Protestantismus, Nationalsozialismus und Nachkriegsgeschichte 1930 bis 200.* Berlin: Wichern-Verlag 2006, 550 S., € 37,90 (ISBN 3-88981-189-2)

Ein Bild aus dem Jahr 1934: Tübinger Theologiestudenten, dicht an dicht, den rechten Arm zum Hitler-Gruß empor gereckt, stehen Spalier für Theophil Wurm, ihren Landesbischof, der zu friedenen Gesichtes durch die Menge schreitet. Ein paar Monate zuvor hatte der rheinische Sozialpfarrer Wilhelm Menn in einem geharnischten Brief an seinen Superintendenten Ernst Stoltenhoff gegen die antijüdischen Boykottmaßnahmen im April 1933, gegen Willkür und Terror protestiert: „Die persönliche Verfolgung von Menschen, deren ‚Schuld‘ entweder in einer politischen Überzeugung oder in der Zugehörigkeit zu einer Rasse besteht und in nichts anderem“, schreibt er: „diese Verfolgung mit der deutlichen Absicht der Existenzvernichtung, das schlägt der einfachsten sittlichen Einsicht ins Gesicht.“ Das ‚christliche Volk‘ sehe dem

jubelnd zu, er, Menn, erwarte von der Kirche, die Vorgänge mit deutlichen Worten als „widerchristliches“ Unrecht anzuprangern. Ähnlich äußert sich nach dem Pogrom im November 1938 die Studienrätin Elisabeth Schmitz, eine Historikerin und Aktivistin der Bekennenden Kirche in Berlin. Auch sie beklagt das Schweigen der kirchlichen Instanzen, die es „der Einsicht und dem Mut des einzelnen Pfarrers“ überließen, ob er überhaupt und wenn ja, was es sagen wolle, sie spricht vom Wissen um Verantwortung und Schuld, auch von der Bürde, damit leben zu müssen, äußert die Überzeugung, dass mit dem „letzten Juden auch das Christentum aus Deutschland“ verschwinden werde.

Dies sind Momentaufnahmen. Sie spiegeln Eindrücke, Verhaltensweisen, geben eine Ahnung davon, dass es schwer, aber immerhin möglich war, in der Diktatur das Rechte zu empfinden und zu tun. Sie zeigen ferner, dass sich die Beziehungen zwischen Kirche und Nationalsozialismus nicht in einfache Formeln pressen lassen. Dazu waren sie zu komplex, zu verworren: nicht nur, aber doch auch eine Konsequenz aus der extrem föderalistischen Struktur des deutschen Protestantismus. Trotz einer mittlerweile unübersichtlichen Fülle von einschlägigen Studien ist die Forschung keineswegs ans Ende gelangt. Das jedenfalls drängt sich nach der Lektüre des Sammelbandes auf, der Frucht einer 2002 in Berlin veranstalteten Tagung. Die Beiträge handeln von der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche im Nationalen“: ein prägnanter, ein anstößiger, nämlich das Denken stimulierender Titel. Ausdrücklich ist nicht die Rede vom Nationalsozialismus, sondern in einer weiter reichenden Perspektive vom Nationalen. Und das wiederum verweist auf Kontinuitäten zwischen dem 19. und dem 20. Jahrhundert, zwischen Kaiserreich und NS-Regime, auf tief verwurzelte Mentalitäten, auch auf Erfahrungen in den Epochen, in denen sich die moderne Welt ausbildet: mit all jenen Tendenzen, die viele im Raum der Kirche als Angriff auf Tradition, religiöse und kulturelle Gewissheiten begreifen, nicht als Chance und Herausforderung, überlieferte Glaubens- und Deutungsbestände zu überprüfen. Es ist kein Zufall, dass schon um 1900 der Protestantismus in der Krise steckt. Das verschärft sich nach dem verlorenen Krieg, den man des Sieges gewiss als göttliche Fügung gepriesen hatte, nach Revolution und Demokratie, der die Mehrheit des Kirchenvolks mit Skepsis, Ablehnung, zum Teil mit Hass begegnete. Die Prägungen durch den Krieg und das Kriegserlebnis, die Illusionen, die den ‚Ideen von 1914‘ entsprangen, die individuellen wie die kollektiven Wege und Irrwege zu erfassen: Dies gehört zu jenen Aufgaben, die Manfred GAILUS, einer der beiden Herausgeber des Bandes, der künftigen Forschung ins Stammbuch schreibt. „Historisierung“ nennt er das, was eng mit der zweiten Dimension zusammenhängt: der „Kontextualisierung“. Hier gilt es, die Erscheinungs- und Ausdrucksweisen der „schwersten Identitätskrise des deutschen Protestantismus“ ins Auge zu fassen, die These zu untermauern, dass vor und nach 1933 „kein anderes der großen Sozialmilieus so offen und so aufnahmebereit für nationalsozialistische Politik und Weltanschauung war wie gerade das protestantische.“ Dies kann im Blick auf die Vielgestaltigkeit des Protestantismus angemessen geleistet werden nur durch eher kleinräumige Forschung: „Regionalisierung“ lautet daher das dritte Stichwort, „Interdisziplinarität“ das vierte, und dies heißt, dass eine Geschichte des Protestantismus in der NS-Zeit nicht verkürzt werden darf auf Theologie, auf Kirchen- und Institutionengeschichte, sondern auszuweiten ist auf Mentalitäts-, Sozial- und Kulturgeschichte, auf Prosopographie der kirchlichen Amtsträger, wenn möglich auch der, wie GAILUS formuliert: „Bataillone des Kirchenkampfes“, und zwar hüben wie drüben, was nicht zuletzt die „Alltagspraxis“ von Gemeinden der Bekennenden Kirche ebenso einzuschließen hätte wie die der deutschchristlichen.

Mustergültig eingelöst wird das Programm vom Herausgeber selbst, der eine dichte Analyse zu den Berliner Kirchenverhältnissen zwischen 1930 bis 2000 beisteuert, eingeleitet mit einem Foto, das den Marsch von Angehörigen der SA und der SS mit ihren Bräuten zu einer Massentrauung im Bezirk Friedrichshain Anfang Juli 1933 zeigt. Hier offenbart sich, wie sehr das Regime auf die Durchdringung öffentlicher Räume, auf Um- und Verformung des Religiösen mit Hilfe symbolischer Inszenierung setzt. Die Straße wird gesäumt von begeisterten Menschen,

von Männern, Frauen und Kindern: dicht gedrängt, den Arm zum Hitler-Gruß erhoben. Nicht alle Beiträge folgen der von GAILUS aufgeworfenen Perspektive, aber alle machen sie deutlich, wie sehr 1933 als ein auch protestantisches „Massenerlebnis und Großereignis“ zu gelten hat, gleichsam der Höhepunkt einer schon lange Jahre zuvor begonnenen „Selbsttransformation“ in Richtung eines völkisch grundierten Bekenntnisses und einer ebenso völkisch grundierten Glaubenspraxis. Dass es dabei Abstufungen gab, Schattierungen und Abweichungen: Auch dies wird sichtbar. Gleiches gilt für die Nachgeschichte, die mehr ist als bloßer Epilog, sondern integraler Bestandteil einer Protestantismusgeschichte des NS-Zeit: die ‚Bewältigung‘, besser die Nichtbewältigung der Vergangenheit, das Schweigen, die Schonung der Täter aus den eigenen Reihen, die personellen Kontinuitäten, die lange Periode des Übergangs, ehe dann in den späten 60er Jahren die Bereitschaft wächst, selbstkritisch Einkehr zu halten, nicht allein den Minderheitsprotestantismus des ‚Kirchenkampfs‘, sondern auch den Mehrheitsprotestantismus in Augenschein zu nehmen, das Mitläufertum, die Gesten und Strategien der Anpassung, die Begeisterten, die Propagandisten des Nationalen und des Nationalsozialismus. Dass die Forschungen dazu auf einem guten Weg sind, demonstriert das hier annotierte Buch: zugleich aber auch, dass noch etliche Felder zu beackern sind.

Kassel

Jens Flemming

Kunst – und Kulturgeschichte

Förderverein Kultur- und Sozialzentrum Klosterkirche Nordshausen e.V. in Verbindung mit Karin Berkemann: „capellam ..., que dicitur Nordershusen“. 750 Jahre Klosterkirche Nordshausen vor Kassel. Marburg: Jonas Verlag 2008, 144 S., 66 Abb., € 20,00 (ISBN 978-3-89445-407-4)

Die Kirche im Ortsteil Nordshausen ist heute der älteste erhaltene Kirchenbau auf dem Stadtgebiet Kassels. Das wohl im 12. Jahrhundert als Kapelle entstandene Bauwerk gelangte um die Mitte des 13. Jahrhunderts in den Besitz eines hier gegründeten Zisterzienserinnenkonvents, dessen Existenz erstmals durch eine 1257 ausgestellte Schenkungsurkunde des Grafen Albert von Waldenstein (Wallenstein) im benachbarten Schauenburg belegt ist. Die 750. Wiederkehr dieser Besitzübergabe bot 2007 den Anlass, sich in einem vom engagiert tätigen „Förderkreis für das Kultur- und Sozialzentrum Klosterkirche Nordshausen e.V.“ initiierten Symposium mit der Vergangenheit wie auch der möglichen Zukunft als ein kulturelles und soziales Zentrum für Nordshausen, aber auch der angrenzenden Stadtteile mit multikulturellen Strukturen zu befassen. Im vorliegenden Band sind die Beiträge dieser Tagung zusammengefasst und um einen Anhang mit Listen bislang ermittelter Personen, Besitzungen und Urkunden des Klosters sowie der evangelischen Pfarrer seit der Reformation ergänzt. Die Tagung, wie auch schon vorbereitende Untersuchungen zum Thema und die Herausgabe der Publikation betreute die Marburger Diplomtheologin und Kunsthistorikerin Karin Berkemann.

Ein Beitrag von Matthias Untermann über die häufig schwierigen Umstände und die daraus resultierenden spezifischen Lösungen bei Gründungen von Zisterzienserinnenklöstern eröffnet die Reihe der historischen Aufsätze. Danach stellt Silvina Martín die Ergebnisse einer 2006 vorgenommenen bauhistorischen Untersuchung durch eine Gruppe Kunstgeschichtsstudenten der Universität Heidelberg unter Leitung von Matthias Untermann vor. Es konnten neun Hauptbauphasen am Kirchenbau festgestellt werden; unklar sind hingegen die weitgehend verschwundenen baulichen Strukturen der Klausur, die nur durch archäologische Untersuchungen ermittelt werden könnten. Einen erstmaligen grundlegenden wirtschaftsgeschichtlichen Überblick über den „als verhältnismäßig gering“ einzuschätzenden Besitzstand des Klosters leistet der Gießener Historiker Christian Stadelmaier. Der letzten Existenzphase des Klosters und der Auflösung 1527 widmet sich Hans Schneider (Marburg) unter Einbeziehung der größeren

landes- und religionsgeschichtlichen Zusammenhänge. Mit ihrem Aufsatz über die „Wiederentdeckung“ der klösterlichen Geschichte seit dem 19. Jahrhundert sowie vergleichenden Hinweisen auf andere Anlagen leitet Karin Berkemann zum zweiten Themenschwerpunkt des Umgangs mit eben dieser Vergangenheit und denkbaren Zukunftsperspektiven über. Verschiedene aktuelle Beispiele und Erfahrungen andernorts werden mit dem Pilgerweg Loccum-Volkenroda, der Nutzung des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Haydau als Kultur- und Tagungszentrum, dem archäologischen Park „Klosterstätte Ihlow“, dem Zisterziensermuseum Walkenried (Ostfriesland) und den Chancen und Grenzen des Tourismus im Kloster Haina (Arnd Friedrich) vorgestellt. Im dritten Teil des Buches sind die Ergebnisse des unter der Fragestellung nach den Perspektiven eines Kultur- und Sozialzentrums stehenden Schlusspodiums des Symposium von 2007 zusammengefasst. Ausgehend von der spezifischen Besonderheit des Orts werden die Entwicklungsmöglichkeiten in einem sich wandelnden Umfeld diskutiert. Dies sind auch die Themen des Predigttextes des Nordshäuser Gemeindepfarrers Dierk Glitzenhirn anlässlich der Tagung sowie die Überlegungen des Vorsitzenden des Fördervereins, Klaus-Dieter Schmidt-Hurtienne, zu einer zielgerichteten Sozial- und Kulturarbeit in Kirche und Gemeindehaus. Für den historisch Interessierten bietet der ansprechend gestaltete Band mit 66 Abbildungen trotz der großen Raum einnehmenden Fragen nach der Zukunft der Kirchengemeinde eine beachtliche Erweiterung des bisherigen Forschungsstands zur Geschichte der ehemaligen Klosteranlage, der, so auch der Wunsch einiger Autoren, Wert ist, weiter vertieft zu werden.

Kassel

Gerd Fenner

Nils BÜTTNER: Gemalte Gärten. Bilder aus zwei Jahrtausenden. München: Hirmer Verlag 2008, 238 S., 186 Farbabb., € 69,00 (ISBN 978-3-7774-4245-7)

Bettina HAUSLER: Der Berg. Schrecken und Faszination. München: Hirmer Verlag 2008, 217 S., zahlr. Farbabb., € 65,00 (ISBN 978-3-7774-3975-4)

Vorzustellen sind zwei sehr ansprechende Bildbände, die Erholung vom Alltag bieten, ohne dass man sich unmittelbar hinaus bewegen muss. Die Gartenbilder aus zwei Jahrtausenden, die Nils BÜTTNER zusammengestellt und kommentiert hat, verdeutlichen nicht nur die große Vielfalt der Darstellungen, sondern auch die unterschiedliche Bedeutung des „hortus conclusus“, der sich zunehmend öffnet, im Rahmen der Kulturgeschichte. Stets präsent bleibt das Bild vom Paradiesgarten. Dieser entwickelt sich im Mittelalter zum Hof-, Haus- und Liebesgarten. Gärten dienen insbesondere im Barock der Repräsentation von Herrschaft. Zunehmend differenziert sich dabei eine Bildrhetorik, die schließlich im Zeichen der Aufklärung Teil eines Bildungsprogramms wird. Zwischen Sinn und Sinnlichkeit stehen die besonders anziehenden Gärten der Impressionisten. Selbst die immer abstrakter werdenden Gartenbilder des 20. Jahrhunderts greifen auf tradierte Bildelemente zurück. Wandel und Kontinuität der Gartendarstellung erläutert der Verfasser anhand von 130 eindrucklichen Werken von Malern aller Epochen. Durch die schönen Bildreproduktionen ist die ausführliche Information über jedes einzelne Bild mit einem hohen ästhetischen Genuss verbunden.

Auch Bettina HAUSLER wählt für ihre Annäherung an die schreckliche und faszinierende Welt der hohen Berge den chronologischen Weg. Die „Geburtsstunde des Alpinismus“ beginnt 1336, als der Humanist Francesco Petrarca zusammen mit seinem Bruder den Mont Ventoux (1909 Höhenmeter) besteigt. Seitdem gehören Felsenberge als Zeichen der Schöpfung zur Welt Darstellung, wie bei Leonardo da Vinci. Albrecht Dürer hält die Landschaft bei seiner Alpenüberquerung 1494/95 bereits detailliert fest. Ästhetisch und wissenschaftlich ist auch die Alpendarstellung der ersten Naturforscher und Kartographen. Aufklärer wie Albrecht von Haller singen Hymnen auf die Alpen, die das „Zurück zur Natur“ verkörpern. Goethe und Alexander von Humboldt erklimmen die Gebirge, um Gesteinsproben zu nehmen und die Frage von „Vulkanismus“ oder „Plutonismus“ zu diskutieren. Zu „ästhetischem Grauen“ führt die romantische Sicht. Ihre Motive übernehmen Maler-Bergsteiger und

Berg-Fotografen, die den Weg an Gefahren vorbei zum Gipfel der Freiheit beschreiben. Der Berg bleibt ein Ort melancholischer Sehnsucht, den etwa Ernst Ludwig Kirchner in Davos immer wieder zum Gegenstand seiner Malerei macht. Nicht unterschlagen wird schließlich bei Bettina Hausler die gesellschaftspolitische Vereinnahmung des Alpinismus, zum Beispiel im neuen Genre des Bergfilms. Nur „Helden“ bezwingen die Gefahren in den übermächtigen Bergen, und diese sind aus nationalsozialistischen Sicht natürlich „arischer“ Abstammung. Das letzte Kapitel des Buches führt mitten hinein in die Postmoderne: Es ist „der verkaufte Berg“, die Alpenwelt als Spekulationsobjekt. Dieser bedrohliche Schluss macht das gut lesbare und sehr schön illustrierte Buch zu einer hoch aktuellen Lektüre.

Kassel

Christina Vanja

Peter GERCKE / Nina ZIMMERMANN-ELSEIFY: Antike Steinskulpturen in Kassel, Bestandskatalog. Mainz: Philipp von Zabern Verlag 2007, 428 S., zahlr. Abb., € 69,90 (ISBN 978-3-8053-3781-6)

Im Jahr 1688 kamen die ersten antiken Kunstwerke aus Marmor nach Kassel und legten damit den Grundstein für eine Sammeltätigkeit, die bis heute andauert. Die Verf. des hier zu besprechenden Bandes würdigen die bedeutende archäologische Tradition Kassels mit einem gelungenen Abriss zur Geschichte der Skulpturensammlung (S.11-36), bevor sie sich dem Bestandskatalog dem Herzstück ihres Bandes widmen. Sie berücksichtigen dabei nicht nur die ausgestellten Berühmtheiten wie den Kasseler Apoll, sondern die gesamte antike Steinplastik einschließlich der neuzeitlichen Nachbildungen, die heute in Kassel aufbewahrt wird. Die Verf. präsentieren daher auch bisher unpublizierte Stücke wie einen weiblichen Statuettenkopf mit unsicherer Datierung (S. 196). Der Leser kann unter den 130 Stücken im neuen Katalog manches bislang im Magazin verborgenes Juwel studieren und anhand der Statuen, Torsi, Porträts, Kultbilder, Grabsteine, verzierten Aschenurnen, Inschriften und Kapitellen vieles zur Geschichte der antiken Kunst und dem Leben der Griechen und Römer erfahren. Das breite Spektrum der Sammlung ist eines ihrer Qualitätsmerkmale. Höchste Anerkennung verdienen sich die Verf. für ihre präzise und reflektierte Darstellung des Forschungsstandes zu den einzelnen Objekten, wobei sie in wichtigen Fragen zu neuen Ergebnissen kommen. So können sie plausibel machen, dass eines der bekanntesten Objekte, die überlebensgroße Statue der Hygieia, nicht in die frühe Principatszeit, sondern in die spätere Epoche der Antoninen zu datieren ist (S. 161). Bedauerlich ist nur, dass trotz der gerade auch in Kassel wachsenden Aufmerksamkeit für die Bemalung der Statuen alle farbigen Rekonstruktionen nur in schwarz-weiß abgebildet werden. Allerdings lässt die Bildausstattung ansonsten keine Wünsche offen und zeigt die meisten Stücke aus vier Perspektiven.

Am Anfang des letzten Jahrhunderts hatte Margarete Bieber 1915 mit ihrem mustergültigen Katalog der antiken Skulpturen und Bronzen in Kassel für lange Zeit nur wenig Raum für eine umfassende Überarbeitung geben, doch Veränderungen im Bestand und die Ergebnisse von fast 100 Jahren Forschung machen den neuen Katalog zu einem eigenständigem Werk, das dank der ausgezeichneten Arbeit der Verf. geeignet ist, die Nachfolge von Biebers Meisterwerk anzutreten. Umso mehr ist zu begrüßen, dass seit Frühjahr 2009 der Katalog auch online unter: „<http://antikeskulptur.museum-kassel.de/>“ eingesehen werden kann.

Melsungen

Björn Onken

Herbert VON BOSE: Das Bild des Fremden im Werk von Ludwig Emil Grimm (1790-1863). Zugl.: Tübingen, Univ. Diss. 2004, Marburg: Tectum Verlag 2007, 340 S., zahlreiche, meist farbige Abb., € 29,90 (ISBN 978-3-8288-9451-8)

Die so genannte „Mohrentaufe“ aus dem Jahre 1841 bildet eines der Hauptwerke im Œuvre des hessischen Künstlers Ludwig Emil Grimm. Das großformatige Ölgemälde zeigt die Taufe eines

knienden Schwarzen durch einen katholischen Geistlichen in einem unbestimmten Kirchenraum. Dieses Bild ist für den Autor Herbert von BOSE gleichzeitig Aufhänger und Schlüsselwerk seiner Untersuchung zum „Bild des Fremden“, welches im künstlerischen Werk Grimms einen großen Raum einnimmt. Der Verfasser widmet sich besonders drei Gruppen von Fremden, nämlich der Darstellung von (Schwarz-)Afrikanern, Juden und „Zigeunern“. Alle drei Ethnien stellten Fremde dar, auf die Grimm in Kassel und den kleineren Orten in Nordhessen immer wieder traf. Er war dabei besonders an ihrer jeweiligen Physiognomie, des Weiteren aber auch an ihrer Interaktion inner- und außerhalb ihrer eigenen Gruppe bzw. mit Gruppen von ihrerseits wiederum Fremden interessiert und stellte diese mit Hilfe verschiedener Techniken und Intentionen dar. In der Mehrzahl handelt es sich um Zeichnungen und Studienblätter, welche teilweise als Vorlagen für andere Arbeiten dienten und daher meist nicht für ein öffentliches Publikum gedacht waren. Einige Darstellungen wurden später auch als Radierung ausgeführt, während die „Mohrentaufe“ das einzige Gemälde blieb und somit einen besonderen Stellenwert im Werk des Künstlers beansprucht.

Die ursprünglich als Dissertation eingereichte Studie vermittelt ein anschauliches Bild davon, wie ein bildender Künstler des 19. Jahrhunderts mit dem Aspekt der Fremdheit umging. Infolgedessen ist auch die Publikation in zwei Großkapitel gegliedert: Nach der Einleitung wendet sich von BOSE im ersten Teil dem Konstrukt der Fremdheit zu, in welchem er herausarbeitet, dass Alterität zunächst „nicht eindeutig zu definieren“ sei und daher „theoretisch alles von gut bis böse, sozusagen von Freund bis Feind beinhalten“ könne (S. 30). Im zweiten Teil des Buches werden dem Leser anschließend alle bisher bekannten Grimm'schen Darstellungen von Farbigen, Juden und „Zigeunern“ vorgestellt, wobei exemplarisch für jede Gruppe ein Hauptwerk ausführlicher analysiert wird, so die bereits erwähnte „Mohrentaufe“, die Vorzeichnungen und die Radierung „Drei feilschende Juden“ (1820 und 1838) sowie die Zeichnung und spätere Radierung „Zigeunerleben“ von 1840 bzw. 1859/60. Das Buch wird schließlich abgeschlossen durch ein kurzes Resümee, einem Anhang und einem Abbildungsteil, welcher sämtliche besprochenen Arbeiten sowie Vergleichswerke anderer Künstler beinhaltet.

Ludwig Emil Grimms Darstellungen von Fremden entsprechen zunächst aus dem „Bedürfnis eines Beobachters heraus, alles Gesehene, vom Kleinen, Unbedeutenden bis hin zum Außergewöhnlichen, bildlich zu fixieren“ (S. 245). Ganz offensichtlich vom Kreis der Romantiker, besonders aber von den „Judengegnern“ Achim von Arnim und Clemens Brentano, beeinflusst, „ergeben sich für die Darstellung [...] exakt die Vorurteile, Klischees und Stereotypen, die das Bild des Fremden aus der Sicht des Deutschen zur Grimmzeit beherrschten“ (S. 246). Dennoch sei dieser beileibe kein „Fremdenfeind“, „sondern vielmehr als ein deutscher Bürger seiner Zeit und als Vertreter der Romantik und des Biedermeier zu begreifen“, resümiert der Verfasser (S. 248). Grimm ist somit Chronist seiner Zeit, von deren Vorurteilen – und letztlich Ängsten – auch er sich nicht freizumachen weiß.

Die sehr gut aufgebaute und äußerst griffig geschriebene Publikation bildet eine wichtige Ergänzung zum Verständnis und zum Empfinden des bzw. von Fremden im 19. Jahrhundert und deren künstlerischer Umsetzung. Sie trägt durch die Vertiefung des Aspekts des Fremden zum besseren Verständnis des Werks von Ludwig Emil Grimm bei. Der bisherigen Grimmforschung bietet die Untersuchung insofern auch Neues, indem der Autor noch verschiedene bislang unbekannte Arbeiten Grimms entdecken und somit erstmalig publizieren konnte.

Marburg

Michael H. Sprenger

Schwälmer Heimatbund e. V.: Schwälmer Jahrbuch 2009. Redaktion M. Jäckel. Schwalmstadt-Ziegenhain 2009. Bestelladresse: Schwälmer Heimatbund e. V., Paradeplatz 1, 34613 Schwalmstadt-Ziegenhain

Der Schwälmer Heimatbund engagiert sich besonders für die Geschichte und das Brauchtum in der Schwalm, jener Region um Treysa und Ziegenhain, die durch ihre schöne Landschaft, eine

ganz eigene Tracht und nicht zuletzt durch das bekannte Zuchthaus bekannt ist. Der Verein ist insbesondere Träger des Museums der Schwalm, des Dorfmuseums Holzburg und des Archivs der Schwalm, welche die Traditionen der Gegend pflegen. Jährlich erscheint zudem ein eigenes Jahrbuch mit einem bunten Reigen von Beiträgen aus unterschiedlichen Jahrhunderten. So finden sich im neuesten Heft Studien u. a. zu historischen Grabmälern und Kreuzsteinen, zu Kirchen und Schulen, zur Geschichte der Töpferei, zu Ornamenten im Hausputz und Andenkenporzellanen, zu Schnapsbrennerei und zur Künstlerkolonie Willingshausen. Portraits sind u. a. einer Stickerin und einem Korbmachers gewidmet. Ein aufschlussreicher Beitrag widmet sich den „Israeliten“ in der Schwalm zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Schließlich kommt auch die jüngere Zeit mit Militärstandorten und dem Gefängniswesen nicht zu kurz. Im Anhang verweist ein Verzeichnis auf lieferbare Bücher zur Region. Das Heft zeichnet sich durch einen hohen Standard der Texte aus und ist hervorragend bebildert. Das Jahrbuch kann daher auch Nicht-Schwälmern nur empfohlen werden.

Kassel

Christina Vanja

Landesamt für Denkmalpflege Hessen (Hg.): Eröffnend der Neuzeit Tür. Begegnungen mit Philipp dem Großmütigen in Hessen. Regensburg: Schnell & Steiner 2005, 100 S., 126 Abb., zahlr. Grundrisse, € 9,90 (ISBN 3-7954-1778-3)

Anlässlich des 500. Geburtstags Landgraf Philipps publizierte das Landesamt für Denkmalpflege Hessen eine Denkmalführer durch das Hessen der Reformationszeit. Es entstand ein „lieu de mémoire“, eine Sammlung von Erinnerungsorten zu Landgraf Philipp in der Form eines Denkmalführers. Das Buch ist aber nicht nur eine Sammlung von Erinnerungsorten, sondern kann auch als Reiseführer zu wichtigen hessischen Bau- und Kunstdenkmälern gelesen werden. Vorgestellt werden nicht nur die Hauptorte der hessischen Reformationsgeschichte wie Marburg, Schmalkalden und Kassel, sondern auch weniger bekannte Burgen wie das Auerbacher Schloss oder die Burgruine Hohenstein. Weiterhin vorgestellt werden die vier hohen Hospitäler, verschiedene Kirchen, herauszuheben sind die Stadtkirche in Homberg/Efze, der Ort der Homberger Synode, und die Martinskirche in Kassel mit dem Grabdenkmal Landgraf Philipps, die Landesfestungen und Schlösser, aber auch das Wohnhaus der Margarethe von Saale in Spangenberg. Jeder Ort wird in seiner historischen Entwicklung beschrieben und die Verbindung zur Geschichte des großen Reformationsfürsten hergestellt. Das Buch ist reich bebildert und lädt den Leser zum Besuch der Denkmäler ein. Die rundum gelungene Publikation ist gleichermaßen eine Würdigung des Landgrafen wie auch eine wunderbare Werbung für den Besuch des historischen Hessen.

Leipzig

Thomas Fuchs

Medizingeschichte

Arnd FRIEDRICH / Irmtraut SAHMLAND / Christina VANJA (Hg.): An der Wende zur Moderne. Die hessischen Hohen Hospitäler im 18. und 19. Jahrhundert (Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, Quellen und Studien 14). Petersberg: Michael Imhof Verlag 2008, 424 S., 120 Abb., 24,90 Euro (ISBN 978-3-86568-427-1)

Im Jahre 2008 jährte sich zum 475. Mal der Gründungstag des ersten und größten der hessischen Hohen Hospitäler, des von Landgraf Philipp dem Großmütigen gestifteten Hospitals Haina. Bereits zu dessen 450. Jahrestag im Jahr 1983 erschien ein Forschungsband, welcher die Gründungsphase sowie die frühe Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts der hessischen Hohen Hospitäler umfassend behandelt. An den 500. Geburtstag des Stifters im Jahre 2004 wurde gleich mit zwei Festschriften erinnert. So führt der nun vorgelegte Band eine seinerseits etablierte Forschungstradition weiter und beschäftigt sich chronologisch fortschreitend mit den hessischen Hohen Hospitälern im

18. und 19. Jahrhundert. Der Fokus der Untersuchungen liegt auf den Hospitälern Haina und Merxhausen, was nicht einem einseitig gelagerten Forschungsinteresse geschuldet ist, sondern sich aus einem seitens der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Zeitraum 2005 bis 2007 geförderten Forschungsvorhabens „Die hessischen Hohen Hospitäler – die Patienten- und Leitungsstruktur einer frühneuzeitlichen Versorgungseinrichtung“ herleitet, in dem besagte zwei Hospitäler besonders intensiv untersucht werden konnten. Die Erkenntnisse dieser Studien flossen zum Teil in den vorliegenden Band ein. Gemäß seinem Titel, „An der Wende zur Moderne“, liegt der Anspruch des Buches darin, einige Aspekte der Medizingeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, die als Merkmale von Modernität gelten, aufzugreifen und im Hinblick auf die Hohen Hospitäler zu untersuchen. Entsprechend gliedert sich der Forschungsband in vier Teilbereiche: „Medizinische Versorgung und Disziplin“, „Patienten und Patientinnen“, „Verwaltung und Krankenpflege“ sowie „Gebäude und Gartenanlage“. Irmtraut SAHMLAND eröffnet den ersten Abschnitt, indem sie sich mit der grundsätzlichen Frage auseinandersetzt, ob sich im Hohen Hospital Haina um 1800 Prozesse nachweisen lassen, die bezüglich dessen weiterer Entwicklung zur Landesirrenanstalt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Modernisierungsimpulse interpretieren lassen. Christina VANJAS Beitrag fasst sich mit der Darstellung der hessischen Hohen Hospitäler in Reiseberichten um 1800 und filtert deren vordergründiges Interesse am Wahnsinn heraus, wobei die Insassen als menschliche Subjekte an sich eine geringe Rolle spielten. In ihrem zweiten Beitrag dieses Teilbereichs hinterfragt Irmtraut SAHMLAND die Bedeutung von Körperspenden aus dem Hohen Hospital Haina im 18. und 19. Jahrhundert für die Universität Marburg sowohl hinsichtlich des medizinisch-wissenschaftlichen Aspektes als auch bezüglich der psychologischen Bedeutung für Hospitaliten und deren Angehörige. In ihrem ebenfalls zweiten Aufsatz untersucht Christina VANJA nun die Ambivalenz zwischen institutioneller Versorgung und disziplinarischer Maßnahmen des Hospitals Haina in der Mitte des 19. Jahrhunderts, wobei eine derartige Fremdbestimmung der Insassen vielmehr Ausdruck der veralteten Strukturen der Einrichtung war. Zwei anschließende Beiträge widmen sich der Medikation und Verschreibungspraxis des Heilpersonals. Gerhard AUMÜLLER und Barbara RUMPF-LEHMANN befassen sich anhand der Auswertung von Medizinalrechnungen des 18. Jahrhunderts mit Behandlungsformen im Hohen Hospital Haina. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass trotz geringer Medizialausgaben des Gesamthaushaltes eine kontinuierliche ärztliche Grundversorgung gegeben war. Christoph FRIEDRICH gelingt es mittels der Auswertung von Medizinalrechnungen des Hohen Hospitals Merxhausen, zumindest für das Hessen des 18. Jahrhunderts die These mangelhaft geregelter Versorgung chronisch Kranker und gebrechlicher Personen auf dem Land zu widerlegen. Der zweite Themenkomplex des Buches beginnt mit grundlegenden Ausführungen Christina VANJAS zur Quellengattung der Supplikationen, die für patientengeschichtliche Fragestellungen sowie deren Bedeutung für das Alltagsleben in den hessischen Hohen Hospitälern dezidierte Aussagen liefern können – wenn man auch formelhafte Topoi sowie häufig die Federführung eines Schreibers nicht außer Acht lassen darf. Ebenfalls anhand von Bittgesuchen geht Angela SCHATTNER anschließend der Frage nach, wie sich Vorstellungen von Epilepsie auf den Umgang mit derartig Erkrankten auswirkte und ob diesen ein Sonderstatus in den Hospitälern Haina und Merxhausen im 18. und 19. Jahrhundert zubilligt wurde. Natascha NOLL widmet sich mittels der Auswertung von Rechnungsbüchern, Aufnahmebeskripten und Hospitalordnungen dem Arbeitsalltag von Hospitalitinnen in Merxhausen und stellt fest, dass ein gezielter Einsatz von Arbeit als gesundheitsfördernde Maßnahme bis zum frühen 19. Jahrhundert nicht feststellbar sei. In zwei weiteren Beiträgen von Christina VANJA konzentriert sich die Autorin zunächst auf die Herkunft, Aufnahme und Versorgung dortiger Insassen „von Stände“, die den hessischen Hohen Hospitälern allerdings keine lukrativen Einkünfte bescherten. Die Bildung von Honoratiorenabteilungen könne jedoch als Vorstufe auf dem Weg in die Moderne hinsichtlich der Unterbringung gemüts- und nervenkranker Patienten aus der Oberschicht gewertet werden. Anschließend fragt VANJA nach Integrität und Ausgrenzung jüdischer Hospitalitinnen im Hospital Merxhausen des 19. Jahrhunderts unter den Bedingungen einer

fehlenden eigenen religiösen Betreuung sowie der ausbleibenden Berücksichtigung jüdischer Regeln im Alltagsleben. Den Teilbereich „Verwaltung und Krankenpflege“ eröffnet Gerhard AUMÜLLER mit einer Untersuchung zu Herkunft, Status und Funktionen der Obervorsteher und Küchenmeister in den hessischen Hohen Hospitälern des 17. und 18. Jahrhunderts. Er kommt zu dem Ergebnis, dass beide Zentralinstanzen vor allem über logistische Fähigkeiten verfügen mussten, um ihren vielfältigen Aufgaben gerecht zu werden. In Weiterführung der Thematik befasst sich Gerhard AUMÜLLER in einem zweiten Beitrag mit Hospitalbediensteten und deren pflegerischen Aufgaben. Er stellt heraus, dass der karitative Tenor der Hohen Hospitäler erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts zugunsten einer Ausrichtung auf speziell medizinische Krankenpflege zurücktrat. Irntraut SAHMLAND befasst sich in ihrem letzten Aufsatz dieses Buches mit der Frage nach der Bedeutung der sechsjährigen Phase des Königreichs Westfalen (1807-1813) für die Hohen Hospitäler, deren Samtverwaltung in dieser Zeit aufgelöst wurde, was einschneidende Konsequenzen für die Wirtschaftsbetriebe nach sich zog. Einen seelsorgerischen Aspekt im Hospital Haina beleuchtet Arnd FRIEDRICH, indem er die Tätigkeit des Pädagogen und Theologen Johann Heinrich Christian Bang im 19. Jahrhundert zwischen den Polen der traditionellen geistlichen Versorgung eines christlich geprägten Armenhauses und den Anforderungen einer psychiatrischen Heilanstalt verortet. Salina BRAUN vergleicht als letzte Beiträgerin dieses Teilbereiches das Hohe Hospital Hofheim mit der im 19. Jahrhundert neu konzipierten psychiatrischen Anstalt Siegburg bei Bonn und erläutert die Bemühungen Hofheims um eine durchgreifende Reform der Irrenversorgung. Die folgenden drei Artikel sind den Gebäuden und der Gartenanlage des Hohen Hospitals Haina gewidmet. Zunächst führt Arnd FRIEDRICH die Leserschaft in einem architektonischen Rundgang über die ehemalige Klosteranlage an der Wende zum 19. Jahrhundert, stellt bauliche Veränderungen im früheren Klosterkernbereich zugunsten von Hospitalbedürfnissen vor und betont, dass ein allmähliches Bewusstsein für denkmalgerechte Erhaltung der einstigen Zisterzienserabtei erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts aufkam. Bernhard BUCHSTAB schildert anhand neuer Fürsorgekonzepte deren bauliche Umsetzung in Haina um 1900. Dabei durfte allerdings auch der repräsentative Gedanke von Architektur nicht fehlen, schließlich wurden die Neubauten einem Gestaltungswillen unterzogen, der sie als der Landesheilanstalt zugehörig charakterisieren sollte. Abschließend präsentiert Manfred ALBUS die nach englischem Vorbild erfolgte Gartenkonzeption des Obervorstehers Friedrich v. Stamford im Haina des 18. Jahrhunderts. Die heutzutage wieder mögliche Nutzung des Gartens als Naturerholungsgebiet geht mit dem Klosterensemble eine ideale historische Symbiose aus Kultur und Natur ein.

Der optisch sehr ansprechend in bewährter Manier vom Imhof-Verlag gestaltete Jubiläumsband gewährt facettenreiche Einblicke in den Alltag der hessischen Hohen Hospitäler im 18. und 19. Jahrhundert. Er wird seinem Anspruch voll gerecht und verdeutlicht die schubweisen Phasen der einzelnen Hospitäler auf ihrem Weg in die Moderne aus medizinhistorischer Sicht. Die gut lesbaren Beiträge halten für jedes Interessensgebiet wertvolle Informationen bereit, welche durch instruktive Bilder und Tabellen nicht nur veranschaulicht, sondern auch vertieft werden. Diesen äußerst positiven Gesamteindruck trübt lediglich das nicht durchgängig sorgfältige Lektorat; so stimmen manche Querverweise nicht überein oder werden weiterführende Literaturangaben nur unvollständig wiedergegeben. Der Wunsch der Herausgeber, den vorliegenden Band als Anregung für weitere Mikrostudien auf diesem Gebiet zu verstehen, kann von Seiten der Rezensentin nur nachdrücklich unterstrichen werden.

Dresden

Alexandra-Kathrin Stanislaw-Kemenah

Salina BRAUN: Heilung mit Defekt. Psychiatrische Praxis in den Anstalten Hofheim und Siegburg 1820-1878 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Band 203) . Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009, 513 S., 26 Tabellen, € 78,90 (ISBN 978-3-525-35853-5)

Das Landeshospital Hofheim bei Goddelau (heute Zentrum für Soziale Psychiatrie Philipppshospital) wurde im Jahre 1535 als drittes von insgesamt vier Hohen Hospitäler der Landgrafschaft Hessen durch Philipp den Großmütigen gestiftet. Es war zur Versorgung armer und kranker Frauen (später auch von Männern) der im 15. Jahrhundert ererbten Grafschaft Katzenelnbogen mit den Regierungs- und Verwaltungszentren Darmstadt und St. Goar bestimmt. Bis 1810 wurde die soziale Einrichtung durch den Obervorsteher der Hohen Hospitäler in Haina geleitet; durch Vertrag mit dem Königreich Westphalen unterstand Hofheim in der Folgezeit der Regierung des Großherzogtums Hessen (Darmstadt). Die Wende zum 19. Jahrhundert war für das südhessische Hospital ebenso wie für Haina und Merxhausen eine Zeit der Neuorientierung. Bereits am Ende der Frühen Neuzeit gewann die Pflege von Gemütskranken an Bedeutung. Seit 1821 war in Hofheim erstmals ein Mediziner tätig, der sich gezielt der „Irrenfürsorge“ zuwandte: Dr. Franz Amelung, ein Neffe des bekannten Berliner Medizinprofessors Christoph Wilhelm Hufeland. Amelung unternahm bis zu seinem frühen Tod nach dem Angriff eines Patienten im Jahre 1849 zahlreiche Versuche, Hofheim zu einer modernen psychiatrischen Einrichtung zu entwickeln, scheiterte dabei jedoch an der auf knappe Haushaltsmittel verweisenden Landesregierung. Immerhin konnte sich Amelung durch seine Heilversuche, über die er regelmäßig veröffentlichte, sowie durch programmatische Fachbeiträge in das Netzwerk der frühen Psychiatrie einbringen. Sein Vorbild war Dr. Maximilian Jacobi, der Leiter der 1825 eröffneten Heilanstalt Siegburg in der preußischen Rheinprovinz. Im Unterschied zu Hofheim war Siegburg auf eine zeitlich befristete, intensive Therapie so genannter heilbarer bzw. erst kürzlich erkrankter Patienten orientiert und entsprechend den zeitgenössischen psychiatrischen Programmen eingerichtet.

Salina Braun, inzwischen Referendarin an der Universitätsbibliothek in Kassel, hat beide Einrichtungen in ihrer durch das Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte geförderten Hamburger Doktorarbeit für die Jahre 1820 (Berufung Dr. Amelungs nach Hofheim) bis 1878 (Schließung der Heilanstalt Siegburg) miteinander verglichen. Im Zentrum der Untersuchung steht, ausgehend vom theoretisch formulierten Heiloptimismus der frühen Psychiatrie, die Frage, wie denn zwischen „Heilbaren“ von „Unheilbaren“ tatsächlich unterschieden wurde. Umfangreiche quellen- und literaturgesättigte Kapitel zu den Aufnahmewegen in die Irrenanstalt (die Familien waren fast immer Antragsteller), zur Anstalt als Ort einer geordneten Lebensführung, den aus vielfältigen medizinischen Konzepten abgeleiteten Therapien und zu Hilfen nach der Entlassung, aber auch zu Strafen, Postzensur und schmerzhaften Applikationen verweisen zwar auf philanthropische Bemühungen, zeigen jedoch auch die engen, durch die Gesellschaft, die bürgerliche Vorstellungswelt der Irrenärzte und die damaligen medizinischen Möglichkeiten gesetzten Grenzen der frühen Psychiatrie. Der Titel des Buches „Heilung mit Defekt“ verweist programmatisch auf das zentrale Ergebnis der Studie: In der Praxis ging es bereits im 19. Jahrhundert um eine möglichst schnelle Rückführung der Patienten in ihr gewohntes gesellschaftliches Umfeld, auch wenn weiterhin (für die Mitmenschen und für die Betroffenen selbst un-gefährliche) Behinderungen vorlagen. Trotz der funktionellen Unterschiede zwischen der „Verwahranstalt“ Hofheim und der „Heilanstalt“ Siegburg differierten beide Einrichtungen in dieser Zielsetzung wenig, allerdings bot Hofheim die Möglichkeit, auf Lebenszeit zu bleiben, wenn ein familiäres Umfeld fehlte.

Der Verfasserin ist eine äußerst eindrucksvolle Studie gelungen. Die psychiatriehistorische Forschung wird sich zukünftig mit einseitigen Urteilen über psychiatrische Krankenhäuser als „Disziplinaranstalten“ zurückhalten müssen.

Kassel

Christina Vanja

Rechtsgeschichte

Regina MAIER: NS-Kriminalität vor Gericht. Strafverfahren vor den Landgerichten Marburg und Kassel 1945-1955 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 155). Marburg 2009, 372 S., € 24,00 (ISBN 978-3-88443-309-6)

Entgegen der alliierten Militärgerichtsverfahren wurden die Prozesse wegen NS-Gewalttaten, die von der deutschen Justiz bald nach Ende des Zweiten Weltkrieges zunächst unter Aufsicht der Besatzungsmächte geführt wurden, lange Zeit weder von der wissenschaftlichen Forschung bearbeitet noch von der Öffentlichkeit wahrgenommen. Dies erscheint um so unverständlicher, als zur Gewinnung eines umfassendes Bildes von der juristischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Deutschland nach 1945 auch die genaue Analyse der frühen NS-Verfahren unerlässlich ist. Die Historikerin Regina Maier möchte hier mit ihrer Studie „NS-Kriminalität vor Gericht“, der sowohl rechtshistorische als auch politik- und mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen zu Grunde liegen, einen Anfang machen und für ein räumlich begrenztes Gebiet, aber durchaus in exemplarischer Absicht, erste Untersuchungen zum Ablauf dieser Prozesse vornehmen. Gestützt auf die Auswertung der im Staatsarchiv Marburg lagernden Ermittlungsakten der Strafverfahren vor den Landgerichten Marburg und Kassel in den Jahren von 1945 bis 1955 möchte sie hierbei insbesondere klären, inwieweit die an den frühen NS-Prozessen beteiligten Personen von der Notwendigkeit einer Ahndung der NS-Straftaten überzeugt waren und inwieweit sie NS-Verbrechen als kriminelle Handlungen ansahen.

Wie die Autorin aufgrund ihrer Untersuchung, der ihre im Herbst 2006 vom Fachbereich „Geschichte und Kulturwissenschaften“ der Philipps-Universität Marburg angenommene Dissertation zugrunde liegt, zeigen kann, betrafen in weit mehr als der Hälfte der Fälle die Ausschreitungen im Zuge der Machtübernahme und der Reichspogromnacht, wobei die Gewalttaten gegen politische Gegner, welche sich noch bis in den Sommer 1933 erstreckten, von den Tätern mit großer Brutalität und besonderer Ausdauer durchgeführt wurden. Die Übergriffe auf die jüdische Bevölkerung begannen parallel zum Vorgehen der Nationalsozialisten gegen ihre politischen Widersacher, wobei der Judenpogrom im November 1938 in Nordhessen bereits zwei Tage vor den reichsweiten Gewalttätigkeiten einsetzte. Einige Personen begingen die Gewalttaten in Ausübung eines NS-Amtes, insbesondere als Mitglied der örtlichen SA beziehungsweise der Hilfspolizei, andere hingegen vergingen sich auch ohne amtliche Funktion an den vermeintlichen politischen, religiösen und rassischen Gegnern. Weite Teile der Bevölkerung, welche sich nicht aktiv an den Ausschreitungen beteiligten, ließen diese ohne Widerworte geschehen oder übersahen diese stillschweigend.

Während die Ausschreitungen gegen politische Gegner und Juden von den Gerichten mittels der Tatbestände Landfriedenbruch, Körperverletzung, Freiheitsberaubung, Nötigung und ähnlicher Delikte geahndet wurden, lautete die Anklage bezüglich der Behandlung der Kriegsgefangenen, Fremdarbeiter und Insassen von NS-Haftstätten zumeist auf einfache oder gefährliche Körperverletzung.

Zusammenfassend gelangt Maier zu dem Schluss, dass in der westdeutschen Gesellschaft, zu der auch die Staatsanwälte und Richter zählten, die Abneigung gegenüber der strafrechtlichen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit überwog. „Die Täter sahen sich selbst als Opfer der NS-Zeit und vor allem des Krieges und waren überzeugt, durch Bombenschäden oder eine Kriegsgefangenschaft schon mehr als ausreichend für ihre Verbrechen gebüßt zu haben“ (S. 331). Bereits kurz nach Kriegsende seien die nordhessischen NS-Verbrecher – die als Angeklagte zumeist angaben, nur ihre Pflicht erfüllt und auf Befehl gehandelt zu haben – deswegen auch nicht bereit gewesen, die strafrechtliche Schuld ihrer Taten zu erkennen, diese zu bereuen und dafür zu büßen. Eine der Hauptursachen für diese Einstellung liegt nach Ansicht der Autorin in der Vermischung von Kriegsgeschehen und NS-Verbrechen, wodurch die NS-Verbrechen nicht als

kriminelle und dadurch auf Grund des Strafgesetzbuches zu ahnende Taten begriffen worden seien.

Nach Ansicht von Regina Maier kann im Untersuchungszeitraum bei der Durchführung der nordhessischen Prozesse „nicht von einem mit Nachdruck betriebenen Vorgehen gegen die NS-Täter gesprochen werden“ (S. 334). Letztendlich sei es der deutschen Justiz auch nicht gelungen, der Bevölkerung ein Gefühl persönlicher Verantwortung zu vermitteln, da diese sich nicht als Teil des NS-Systems erkannte.

Über die empirische Analyse der NS-Verbrechen hinaus ist die beachtliche, mit einem soliden Anmerkungsapparat ausgestattete Studie von Regina Maier zugleich ein Beleg für den auch auf dem Gebiet des deutschen Reiches üblichen alltäglichen Charakter der Gewalt im Nationalsozialismus.

Bad Staffelstein

Hubert Kolling

Stadt- und Ortsgeschichte

Festschrift 750 Jahre Dagobertshausen, hg. von Hermann GÜNZEL, Theodor KREICKER, Hermann LUDWIG. (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 94.) Marburg: Magistrat der Stadt, 2009. 655 S. ISBN 978-3-923820-94-8

1234 oder 1258? Beide Daten standen für die 750 Jahrfeier von Dagobertshausen zur Diskussion. Zwei Urkunden, die nur in Abschriften überliefert sind, stehen gegen einander. Wurde der Ort erstmals 1234 bei einer Schenkung von Wald an den Pfarrer von Elnhausen urkundlich erwähnt oder geschah dies 1258, als die Landgräfin Sophie eine Schenkung an das Kloster Altenberg bestätigte? Da sich gegen die erste Urkunde der Verdacht der Fälschung erhob, wurde der zweite Termin gewählt und mit einer Festschrift von 655 Seiten gekrönt. Unter den Herausgebern Hermann GÜNZEL, Theodor KREICKER und Hermann LUDWIG schufen zehn Autoren eine gehaltvolle Anthologie und Fundgrube für zukünftige Ortshistoriker. In die Zeit vor 1258 führen drei Beiträge. Wolf Stefan VOGLER schildert die Erdgeschichte des Raumes, "330 Millionen Jahre Dagobertshausen", und lässt die steinzeitlichen Funde, "6000 Jahre Dagobertshausen", Revue passieren. Es sind zwei Äxte der Jungsteinzeit aus einem in der Region nicht vorkommenden Gestein, die auf eine frühe Siedlung und deren eventuelle Handelsverbindungen schließen lassen. Die legendären Beziehungen des Ortes zum Merowingerkönig Dagobert I. und die frühen Formen des Ortsnamens beleuchtet Hermann GÜNZEL. Bleibt hier noch alles im Spekulativen, nähern wir uns mit Günzels Beitrag zur urkundlichen Ersterwähnung festerem Boden. Noch einmal stoßen wir auf den früheren Termin und GÜNZEL "scheinen durchaus gute Gründe für die Echtheit der Waldschenkungsurkunde von 1234 zu sprechen, zumindest aber nach einer unvoreingenommenen Überprüfung der Argumente zu verlangen, die zur Einstufung als Fälschung geführt haben". Zum Mittelalter findet sich danach lediglich noch ein Beitrag von Siegfried SCHRÖER über die Beziehungen Dagobertshausens zum Kloster Altenberg. Es folgt ein Sprung ins 18. Jahrhundert. Die frühe Neuzeit, die Reformation und der Dreißigjährige Krieg bleiben unberücksichtigt. Auch im weiteren Verlauf finden die großen Ereignisse der Zeitgeschichte nur ein geringes Echo. Karl Heinrich REXROTH berichtet in einem Beitrag von zwei Seiten über Dagobertshausen im Siebenjährigen Krieg, aber nach Reaktionen auf die Napoleonische Zeit, die Annexion durch Preußen, die beiden Weltkriege die Weimarer Republik oder die NS-Zeit sucht man vergebens. Es ist vor allem Hermann GÜNZEL, der mit zwölf Beiträgen ein Ortsbild über die Jahrhunderte erwachsen lässt. Neben seinen genannten Aufsätzen lieferte er Abhandlungen über Dagobertshausen im Kartenbild, über dessen Flurnamen, zu Hoffnungen auf Bodenschätze im Jahre 1839, der Zehntablösung und der Gebietsreform, sowie den örtlichen Sehenswürdigkeiten, wie der Alten Eiche und der Rundscheune des Hofes Will. Wiedergaben des Cirkular-Buches der Gemeinde von 1864 bis 1876 und der Ortsbeschreibung des

Steuerkatasters von 1766 bieten eine wertvolle Ergänzung. Wertvoll für weitere Forschungen sind auch Günzels Verzeichnis der auf den Ort bezogenen Urkunden von 1234 bis 1985 und eine Übersicht von dessen Bauermeistern, Greben, Schultheißen, Bürgermeistern, Nebenbürgermeistern und Ortsvorstehern von 1761 bis zur Gegenwart. Dazu ergänzend schildert Hermann Ludwig die Entwicklung der Landwirtschaft seit 1766 und die Geschichte der Gemeindejagd, während Theodor KREICKER über Auswanderer im 19. Jahrhundert und über Höfe, Häuser und Menschen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts berichtet. Den Abschluss bilden eine Sammlung von Anekdoten und Bildern zur Dorfgeschichte. – Ein bunter Strauß und eine beachtliche Leistung zum Ortsjubiläum!

Marburg

Hans-Jürgen Scholz

Hubert KOLLING: „Theils für Arme, theils für Arbeitsscheue und liederliche Menschen ...“ Das Marburger Arbeitshaus (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 91). Marburg. Rathaus-Verlag der Stadt Marburg 2008, 192 S., zahlr. Abb., € 8,50 (ISBN 978-3-923820-91-7)

Hubert KOLLING ist bereits durch zahlreiche Publikationen zu Armeneinrichtungen und Gefängnissen hervorgetreten. Mit seinem neuen Buch zum Marburger Arbeitshaus liefert er erneut einen wichtigen Beitrag zu einem Themenbereich, der in der Lokal- und Landesgeschichte noch allzu selten Beachtung findet. Das Marburger Arbeitshaus in der Mainzer Gasse war ein typisches Produkt der Aufklärungszeit. Zwar entstanden erste „Zuchthäuser“ als Einrichtungen zur Arbeitserziehung in protestantischen Regionen (z. B. in Amsterdam) bereits im 16. Jahrhundert; im 18. Jahrhundert erhielten Arbeitseinrichtungen jedoch eine weitergehende „wohlthätige“ Aufgabe: sie sollten armen Kindern und Erwachsenen die Möglichkeit eröffnen, sich selbstständig und legal ihre Nahrung zu suchen. Dies war zumindest der Anspruch der staatlichen oder kommunalen Träger. Dass die tatsächliche Geschichte zumeist anders verlief, zeigt Kollings Fallstudie deutlich. Das Marburger Arbeitshaus wurde 1811 durch die örtliche „Central-Wohlthätigkeits-Commission“ in den Räumen des vordem Evangelisch-lutherischen Waisenhauses untergebracht. Die Gründung war Teil der Neuordnung und Zentralisierung des in der Universitätsstadt an der Lahn unübersichtlichen und wenig effizienten kommunalen Armenwesens. Wie andernorts wurden Arme sowohl auf eigenen Wunsch bzw. auf Bitten der Angehörigen als auch auf Anordnung der Obrigkeit aufgenommen. Die Bevölkerung verstand das Haus gelegentlich auch als Versorgungsstätte im Sinne eines Hospitals. Bereits im Gründungsjahr lebten 39 Arme im Haus, 12 Erwachsene und 27 Kinder. Schnell erkannte man allerdings, dass sich eine derart promiske Zusammensetzung unter Einschluss von Kriminellen auf die Kinder negativ auswirken musste. Immerhin wurde für die jungen Menschen im Sinne Pestalozzis eine „Industrieschule“ eingerichtet, wo sie in den üblichen Grundschulfächern und in Handarbeiten ausgebildet wurden. Im Jahre 1822 baute man für sie zur Separierung ein Hinterhaus an. Als Hauptspeise diente, wie andernorts, die im Marburger Arbeitshaus offensichtlich jedoch zu wenig gesalzene Rumfordsche Armensuppe, welche nahrhaft und preiswert sein sollte.

KOLLING schildert im Einzelnen die offensichtlich selten renovierten Räumlichkeiten, die ausgeübten Handwerke und das Personal und stellt verschiedene Lebensläufe von Armen vor. Das Ziel der Einrichtung, die Erziehung oder Umerziehung der Armen, wurde allerdings, so Kollings Resümee, nicht erreicht. Mitte des 19. Jahrhunderts war das Gebäude bereits mit 14 „Irrsinnigen, Unzurechnungsfähigen, Kranken, Blinden und sonst Arbeitsunfähigen“ belegt. Andere Insassen wurden mit Straßenkehren und Arbeiten in Haus und Hof beschäftigt. Das Arbeitshaus hatte sich zum Armenhaus gewandelt. Seit 1909 wurde es als „Wanderarbeitsstätte“ genutzt, in der für eine Nacht Unterkunft und Verpflegung geboten wurde. 1934 bemächtigte sich die Polizei der Räume, um jugendliche Häftlinge einzusperren. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte das Marburger Wohlfahrtsamt (später Sozialamt) Flüchtlingsfamilien einquartieren.

Seit 1976 diente „auf der Weide“ ein anderes Gebäude als Obdachlosenunterkunft; das Haus Mainzer Gasse 31 wurde u. a. an einen Marburger Kunsthistoriker verkauft und komplett saniert. Heute gehört das Doppelhaus, das einen Ehrenpreis erhielt, zu den schönsten bürgerlichen Gebäuden Marburgs. Zahlreiche Dokumente und Fotografien runden die lebendige und lesenswerte Darstellung ab.

Kassel

Christina Vanja

Lola MEYER: Wieviel „gebauter“ Krieg steckt in der Stadt? Die Suche nach dem Krieg in Architektur und Städtebau am Beispiel Kassels. Universität Kassel 2006, 169 S., 229 Abb., € 11,00 (ISBN 3-89117-150-1)

Dass die vorliegende Publikation als Diplomarbeit am Fachbereich Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung entstanden ist, definiert ihre Struktur: Nach Gegenstandsdefinition, Materiallage und Fragestellung wird die einschlägige Hintergrundliteratur vorgestellt zur Bunkerarchitektur anderer Städte und zur Theorie der Erinnerungskultur. Meyer unterscheidet zunächst zwischen städtebaulichem und baulichem Luftschutz (18 ff.), bevor sie letzteren, also die ‚sichtbaren Architekturen‘ als empirische Studie vorstellt. Bunker, Stollen und Deckungsgräben des Zweiten Weltkriegs in Kassel werden gelistet, mit den erreichbaren Daten aus Bundesbehörden und Stadtarchiv, einige mit Standortfotos. Darüber hinaus hat die Autorin die zuständigen Verwaltungsdienststellen sowie Zeitzeugen befragt. Meyer unterscheidet allerdings nicht zwischen Primär- und Sekundärquellen weder im Literaturverzeichnis noch in der Liste der Befragten, auch wird der Quellenwert der Interviews nicht reflektiert.

Anliegen der Arbeit ist – mit Seitenhieben auf die Denkmalpflege (13) – eine „neue Sichtweise [...], die den Bauten eine Zukunftsperspektive gibt“ (117). Ziel sei ein „Erinnerungsort“, in dem „die Erinnerung einerseits beiläufig transportiert wird und andererseits der Ort ‚aus sich heraus‘ erinnert.[...] Gemeint ist eine Möglichkeit, an den Zweiten Weltkrieg zu erinnern, ohne dies als Hauptintention zu tun.“ (127/128) Dies steht gegen die Erfahrungen der kulturpolitischen Bildungsarbeit in Schulen, Museen, Gedenkstätten und Denkmalpflege mit diesem sensiblen Thema.

Aussagen zur Rezeption bleiben leider lediglich Behauptungen und widersprechen z. T. sogar der herangezogenen Assmannschen Trennung zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis. So postuliert die Autorin etwa, Stollen ließen generell „eine gewisse Erfurcht entstehen [...] vor der Arbeit, die darin steckt. Dies ist ein ganz entscheidender Punkt in der Diskussion um Erinnerung. Denn in der ersten Näherung erinnern Bunkeranlagen an die Bevölkerung, die darin Schutz gesucht hat.[...] Erst auf den zweiten Blick, wenn über das Augenscheinliche hinaus gesehen wird, erscheint ein weiterer Verweis [...] auf das Leid und die Angst derer, denen es versagt war, hier Schutz zu suchen“ (136).

Überhaupt ergeben sich Einordnung, Interpretation und Perspektiventwicklung in Allgemeinplätzen, oberflächlichen Assoziationen, mitunter hanebüchenen Spekulationen. Die Nutzungsvorschläge sind alles andere als brauchbar, da weder die Bauwerke ausreichend konkret vorgestellt werden noch auf die tatsächlichen Rahmenbedingungen des avisierten Alltagsgebrauchs eingegangen wird. Zur Stollenanlage unter dem Kirchditmolder Kirchenhügel schreibt die Autorin: „So wurden zu Beginn der christlichen Religion, als die Gläubigen sich bedeckt halten mussten, Gottesdienste oftmals in unterirdischen Gängen abgehalten. Als sich die christliche Religion später etabliert hatte, wurden Kirchengebäude von der Bevölkerung oftmals in Kriegssituationen aufgesucht, denn aufgrund der dicken Mauern und Türen waren diese Gebäude festungsähnlich und boten Schutz vor den Feinden – wodurch man Kirchen auch als die ersten Bunker bezeichnen könnte. Stollen wie auch Bunker als räumliche Gebilde bieten sich gar an für eine Nutzung durch die Kirche. Bieten sie doch das, was auch die Kirche mit ihren sakralen Gebäuden wünscht: einen

Ort, an dem man der Welt entrückt ist [...]. Vielleicht könnte nicht alles hier gesungen werden, die passenden Lieder dafür desto eindrücklicher wirken.“ (141)

Eignet sich das Buch als Materialfundus? Kaum, denn die gesicherten Daten sind mager und die briefmarkengroßen Abbildungen sind von so schlechter Qualität, dass man sie weder erkennen noch nutzen kann.

Der Autorin bleibt gleichwohl das Verdienst, durch ihr Engagement in Kassel zu verstärkter öffentlicher Aufmerksamkeit für die Luftschutzarchitektur beigetragen zu haben: Es gibt inzwischen einen HR-Film von Heidi Sieker und Führungen durch einige der Bunkeranlagen.

Kassel

Ulla Merle

Catharina GRAEPLER / Richard STUMM: Marburg für Kinder. Marburg: Jonas Verlag 2008, 128 S., 160 Abb., € 13,- (ISBN 978-3-89445-408-1)

Der Mitmach-Stadtführer von Catharina Graepler (Autorin) und Richard Stumm (Illustrator) bereitet Marburger Stadtgeschichte kindgerecht auf und lädt seine Leserinnen und Leser zu drei Touren durch die Stadt ein.

Autorin und Illustrator behandeln dabei folgende Themen: die heilige Elisabeth, die Elisabethkirche, den Deutschen Orden, das Landgrafenschloss, den Marktplatz, Juden in Marburg und die Universität. Beschrieben wird die Hospitalgründung 1228 durch Landgräfin Elisabeth von Thüringen, die 1235 heilig gesprochen wurde. Auf ihrem Grab errichtete man die erste gotische Kirche Deutschlands, die Elisabethkirche. Große Pilgerströme kamen zu dieser Zeit nach Marburg, da sie sich von der heiligen Elisabeth Hilfe erhofften.

1527 gründete ein Nachfahre Elisabeths, Landgraf Philipp der Großmütige, in Marburg die erste protestantische Universität in Europa. Landgraf Philipp verbot die Verehrung Elisabeths, ließ die Klöster enteignen und verwies Mönche und Nonnen der Stadt. Die leeren Räume der Klöster nutzte er für die Universität. In den folgenden Jahren erlangte Marburg durch die Universität großes Ansehen. Durch die Angliederung Marburgs und des Marburger Landes an Preußen 1866 erhielt die Universität finanzielle Förderung und erlebte dadurch einen Aufschwung.

Anhand der Beschreibung einzelner Gebäude rund um den Marktplatz erfahren die jungen Leserinnen und Leser von den unterschiedlichen Bauweisen von Fachwerkhäusern. Der Marktplatz war gleichzeitig der Ort, an dem Recht gesprochen wurde. Deshalb befanden sich dort ein Pranger, ein Schnappgalgen und Trillerhäuschen (drehbare Käfige für Diebe und Betrunkene).

„Juden in Marburg“ informiert über die jüdische Bevölkerung und ihre Lebenssituation in der Stadt. Für die Pestepidemie im 14. Jahrhundert machte die Marburger Bevölkerung die Juden verantwortlich und vertrieb sie aus der Stadt. Auch in späteren Jahrhunderten wurde die jüdische Bevölkerung diskriminiert, u.a. durch Ausschluss aus den Zünften. An die Zerstörung der 1897 erbauten Synagoge in der Pogromnacht 1938 und die Deportationen Marburger jüdischer Bürgerinnen und Bürger erinnern so genannte „Stolpersteine gegen das Vergessen“.

Insgesamt beschreibt der Stadtführer anschaulich die ältere und neuere Geschichte Marburgs und verweist dabei immer auf die heute noch sichtbaren Spuren dieser Ereignisse. Wissenszuwachs und Spaß, die Stadt zu erkunden, gehen dabei eine gelungene Kombination ein. So werden Kinder beim Lesen des Bandes aufgefordert, Fragen zu beantworten (beispielsweise, welche Figuren sie an Gebäuden erkennen können). Die Touren sind gefällig aufbereitet und laden zum Ausprobieren ein. „Marburg für Kinder“ ist als Stadtführer und Einführung in die Stadtgeschichte sehr zu empfehlen, auch aufgrund der ansprechenden Illustrationen.

Hadamar

Uta George

Dorfgemeinschaft Beuern – Hand in Hand e. V. (Hg.): „Biern im Loch – mä fängen dich doch“. 800 Jahre Beuern 1209-2009. Felsberg 2009, 564 S., zahlreiche Abb. (ISBN 978-3-00-027394-0), weitere Informationen und Bestellung über: www.beuern-regional.de

„Biern im Loch“, das ist Beuern im heutigen Landkreis Kassel, das 1209 erstmals im Güterverzeichnis des Stiftes Fritzlar erwähnt wurde. Es liegt in einer Talmulde auf dem Höhenzug zwischen Fulda und Eder, dem „Loch“, und bleibt dadurch zumeist von Unwettern verschont. Seit 1970 ist Beuern ein Ortsteil von Gesungenen.

Pünktlich zum 800-jährigen Jubiläum hat eine Gruppe aus interessierten Einwohnern nun ein umfangreiches, sehr ansprechendes Buch herausgebracht. Von langwierigen Archivrecherchen zeugen zahlreiche Dokumente, insbesondere aus dem Marburger Staatsarchiv. Im Ort selbst wurden überdies zahlreiche Fotografien zusammengetragen. Einem chronologischen Überblick von der Vorgeschichte des Ortes in frühgeschichtlicher Zeit bis in die Postmoderne, der auch die Zeit des Nationalsozialismus einschließt, folgen spannende systematische Kapitel: Zum Beispiel „Von Eheklagen und anderen Beziehungs(un)fällen“ oder „Eine Akte erzählt die wechselvolle Geschichte eines Hofes“. Behandelt werden weiterhin die Geschichte der Kirche, der Schule, der Landwirtschaft, des Markwaldes Beuerholz“, der Vereine und des Kinderlebens. Ein großer Teil des Buches ist der Geschichte der einzelnen Häuser gewidmet, dessen älteste noch aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg stammt. Eine Zeitleiste und Einwohnerverzeichnisse nach Salbüchern und Katastern schließen den nicht nur für Lokalhistoriker anregenden Band ab.

Kassel

Christina Vanja

Hessischer Städteatlas, hg. von Ursula BRAASCH-SCHWERSMANN: . Lfg. I 1: Arolsen, bearb. von Ursula BRAASCH-SCHWERSMANN und Holger Th. GRÄF. Marburg: Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde 2005, 32 S., 7 Kartenblätter, € 29,80 (ISBN 3-87707-650-5) – Lfg. I 2: Bad Hersfeld, bearb. von Holger Th. GRÄF. Marburg: wie vor 2007, 80 S., 8 Abb., 10 Kartenblätter, € 29,80 (ISBN 3-87707-649-1) – Lfg. I 8: Wetter, bearb. von Ursula BRAASCH-SCHWERSMANN, Holger Th. GRÄF und Annegret WENZ-HAUBFLEISCH. Marburg: wie vor 2005, 32 S., 6 Kartenblätter, € 29,80 (ISBN 3-87707-642-4) – Lfg. II 2: Hessisch Lichtenau, bearb. von Otto VOLK und Peter ZIENTKIEWICZ. Marburg: wie vor 2006, 27 S., 7 Kartenblätter, € 29,80 (ISBN 3-87707-673-4) – Lfg. II 3: Frankenberg, bearb. von Ulrich RITZERFELD. Marburg: wie vor 2008, 52 S., 6 Abb., 9 Kartenblätter, € 29,80 (ISBN 978-3-87707-722-1)

Vom Hessischen Städteatlas des Hessischen Landesamts für geschichtliche Landeskunde liegen bisher 11 Lieferungen vor, und zwar die Lieferungen I 1-8 und II 1-3, von denen die 5 nordhessischen Lieferungen hier vorgestellt werden sollen. Die Darstellung in den Textheften folgt einem einheitlichen Schema: I. Historischer Abriss, II. Siedlungstopographische Entwicklung bis zum 19. Jahrhundert, III. Siedlungstopographische Entwicklung seitdem, IV. Erläuterungen zum Kartenwerk, V. Gebäudeverzeichnis, VI. Literatur und ggf. VII. Abbildungen. Im Einzelnen folgt die Untergliederung dann den örtlichen Gegebenheiten, doch enthält der Historische Abriss immer auch statistische Angaben über Bevölkerungszahlen unter besonderer Berücksichtigung der jüdischen Einwohner, über wirtschaftliche Verhältnisse und heutige Stadtteile.

Für die Kartographie zeichnen Peter Zientkiewicz, Anna Schulze und Gerd Schefcik verantwortlich. Den Rahmen des Kartenwerks bilden einerseits die Katasterkarten des 19. Jahrhunderts, die auf den einheitlichen Maßstab 1: 2500 umgezeichnet und genordet wurden, andererseits moderne Stadtkarten nach dem augenblicklichen Stand der amtlichen Karten zum Zeitpunkt der Bearbeitung der betreffenden Lieferung (hier 1992, 2006 und 2007) im einheitlichen Maßstab 1:5000. Die neu gezeichneten Katasterkarten des 19. Jahrhunderts sind ihrerseits Grundlage für die Karten der Siedlungsentwicklung bis zur Anlage dieser Katasterkarten, dagegen die modernen Stadtkarten die Grundlage für die Karten zur jüngeren Siedlungsentwicklung. Hinzukommen Umlandkarten im Maßstab 1:25000, die für das 19. Jahrhundert auf der Grundlage der Niveauekarte des Kurfürstentums

Hessen 1857-1861 bzw. der Niveauekarte der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont 1866 gezeichnet wurden, für das 20. Jahrhundert auf der Grundlage der Meßtischblätter. Ferner ist jeder Lieferung eine Übersichtskarte des Landes Hessen im Maßstab 1:750000 beigegeben.

Zu mehreren Lieferungen gibt es zudem Sonderblätter mit historischen Karten und Ansichten. Bei Arolsen ist es ein Doppelblatt mit verschiedenen Plänen und einer Ansicht von 1853, bei Hersfeld sind es 5 Blätter, darunter eines mit dem Ölgemälde von Conrad Schnuphase aus dem Jahr 1696 im Stadtmuseum. Hessisch Lichtenau hat auf zwei Blättern einmal den Stadtplan von 1756 und zum andern die Stadtansichten von Dilich 1605 und aus Meisners Schatzkästlein von 1631 sowie einen Ausschnitt der Gemarkungskarte von 1754. Für Frankenberg gibt es wieder 5 Sonderblätter, darunter ein Blatt mit 8 Ansichten aus Wigand Gerstenbergs Stadtchronik.

Der Hessische Städteatlas ist nach alledem eine vorzügliche Grundlage für die Geschichte der betreffenden Städte, aber auch für die vergleichende Stadtgeschichtsforschung.

Marburg

Wilhelm A. Eckhardt

Territorien, Herrschaften

Museumslandschaft Hessen Kassel (Hg.): König Lustik!? Jérôme Bonaparte und der Modellstaat Königreich Westphalen. Katalog zur Ausstellung in Kassel, Museum Fridericianum, 19.3.-29.6.2008. München: Hirmer 2008, 568 S., zahlr. Abb., € 45 (ISBN 978-3-7774-3955-6)

Die sogenannten ‚Modellstaaten‘, eingerichtet im frühen 19. Jahrhundert zur Absicherung des französischen Expansions- und Hegemonialstrebens, standen lange Zeit im übermächtigen Schatten Preußens. Von der populären Publizistik des Nationalismus, der sich damals allmählich entfaltete, und einer borussisch infizierten Geschichtsschreibung wurden sie als Ausdruck der Kollaboration, als Inbegriff der „Fremdherrschaft“ verunglimpft. Dabei konnte sich die dort betriebene Reformpolitik durchaus sehen lassen, ging der viel gepriesenen preußischen voraus, übertraf sie in mancher Hinsicht, ja diente ihr hier und da sogar als Vorbild. Sehr spät erst hat man sich in Deutschland eines Anderen, eines Besseren besonnen, hat in nüchterner Abwägung Gewinn und Verlust bilanziert, hat damit begonnen, die napoleonisch inspirierten Ordnungen im historischen Bewusstsein der Deutschen zu verankern. Daß dieser Prozess abgeschlossen wäre, mag niemand behaupten, aber daß die damit verhandelten Themen auf lebhaftes Interesse stoßen, bezeugt eine ganze Reihe neuer Forschungen, nicht zuletzt die große, bedeutende Ausstellung im Kasseler Museum Fridericianum. Der Katalog, der das Projekt begleitet hat, ist opulent, informativ, steckt voller Anregungen, lenkt das Augenmerk auf Elemente der Modernisierung, fragt nach den ihr innewohnenden Chancen, Grenzen und Gefährdungen, auch nach den Gründen des Scheiterns, das sich bereits vor der Völkerschlacht von Leipzig angekündigt hatte.

Gegenstand ist das Königreich Westphalen unter dem Napoleon-Bruder Jérôme, ein buntes, zusammengewürfeltes Gebilde, ebenso sehr Modell- wie Kunststaat, bestehend aus Hessen-Kassel, Braunschweig, aus westelbischen Gebieten Preußens, Teilen Hannovers, den Fürstbistümern Hildesheim, Osnabrück und Paderborn mit Kassel als Haupt- und Residenzstadt. Im Titel wird König Lustik mit Ausrufe- und Fragezeichen zugleich versehen, um einerseits die zeitgenössische Polemik aufzugreifen, andererseits aber die Distanz zu deren Stoßrichtung und Topoi zu markieren. Im Bestreben, ältere Geschichtsbilder zu revidieren, muss man sicher nicht so weit gehen wie im Geleitwort der hessische Ministerpräsident, der das Königreich zum „Vorläufer unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung“ erhebt. Trotz aller Ambivalenzen im Einzelnen sind jedoch die Potentiale einer Modernisierung „von oben“ unverkennbar, angestoßen durch Frankreich und vorangetrieben durch eine aufgeklärte, für Veränderungen aufgeschlossene Bürokratie. Insofern haben wir es tatsächlich mit Meilensteinen auf dem Weg in

eine Welt zu tun, in der Verfassungen die Verfügungsgewalt der Monarchen nicht aufhoben, wohl aber zugunsten einer allerdings noch relativ eng definierten bürgerlichen Partizipation begrenzten.

Der reich ausgestattete Katalog präsentiert die in der Ausstellung gezeigten Stücke, die kenntnisreich kommentiert werden, daneben im Sinne eines Rahmenprogramms zahlreiche Aufsätze, die sich in vier Feldern bewegen. Zunächst geht es um „Voraussetzungen“. Hierunter fallen die „Grundlinien der napoleonischen Deutschlandpolitik“ (Thierry LENTZ), die „Kunstpoltik Napoleons“ (Jörg EBELING und Ulrich LEBEN), der Raub von Kunstschatzen aus den kurfürstlichen Sammlungen, ein im Blick auf den Zweiten Weltkrieg durchaus aktuelles Problem (Thorsten SMID) sowie ein biographische Skizze des jungen Königs. Im zweiten Abschnitt werden „Kunst und Kultur“ abgehandelt, unter anderem die „Erfindung des style Empire“ (Hans OTTOMEYER), Ausdrucksformen der Herrschaft: visualisiert in höfischer Portraitmalerei und Festsymbolik (Christophe BEYELER, Martin KNAUER), in Bauten und Stadtplanung (Gerd FENNER), „Tafelkultur und Tafelzeremoniell“ (Marika SCHÄFER). Die dritte Abteilung lenkt das Augenmerk auf „Staat und Gesellschaft“: Hier schreibt Helmut Berding, einer der Pioniere der neueren Westphalen-Forschung, über das Dreieck von imperialer Herrschaft, politischer Reform und gesellschaftlichem Wandel, Arnulf SIEBENECKER, einer der Kuratoren der Ausstellung, nimmt sich die Reichsstände vor, wenn man will das ‚Parlament‘ des Königreichs, Bettina SEVERIN-BARBOUTIE richtet den Blick auf Militär, Konskriptionen und „militärische Massenmobilisierung“, Jörg WESTERBURG auf Funktion und Phänomene der Säkularisierung, Rotraut RIES auf die Emanzipation der Juden, Susan SPLINTER auf „naturwissenschaftliche Bildung“ und Claudie PAYE auf „Sprachen und Sprachenpolitik“. Armin OWZAR schließlich schaut auf die wenig innovativen Strategien der „Traditionsstiftung“, um in einer Phase tiefgreifender Transformation das Bewusstsein für eine westphälische „Nation“ zu wecken. Die vierte Abteilung handelt vom „Nachleben“, von der Rückkehr des Kurfürsten und den Versuchen einer Restauration (Winfried SPEITKAMP), ferner von den Erinnerungen an Jérôme in den Epochen danach: materialisiert in Schmähschriften, Spottgedichten und historischen Romanen (Maria SCHULTZ). Das Panorama, das in den Beiträgen entrollt wird, ist außerordentlich reich an Facetten, Farbe und Nuancen. Wer sich über die aktuellen Trends der Forschung, über ihre Befunde, Thesen und Perspektiven informieren will, tut gut daran, den Katalog ausführlich zu konsultieren.

Kassel

Jens Flemming

Jens FLEMING / Dietfrid KRAUSE-VILMAR (Hg.): Fremdherrschaft und Freiheit. Das Königreich Westphalen als Napoleonischer Modellstaat. Kassel: kassel university press 2009, 271 S. 10 Abb., € 24,90 (ISBN 978-3-89958-475-2)

Dieser Sammelband stellt den wissenschaftlichen Beitrag der Universität Kassel zum Jérôme – Jubiläumsjahr 2007 dar. Auch hier folgen auf Beiträge, die neben dem deutschen Napoleon-Bild (J. FLEMING) eher allgemeinen Fragen des napoleonischen Zeitalters gewidmet sind (W. BURGDORF zum Katastrophenjahr 1806, U. PLANERT zum Alltagsleben und Kriegsnoten im Zeitalter Napoleons und W. BENZ zur Judenfeindschaft in der Romantik), zunächst verfassungsgeschichtliche Untersuchungen. Auf die entsprechende Einführung (H. BERDING) folgen ein Vergleich zwischen den napoleonischen Verfassungen (H. DIPPEL) und eine parlamentsgeschichtliche Bewertung der westphälischen Reichsstände (H. OBENAU). Hieran schließen sich spezifische Studien zu Einzelaspekten an: I. SAHMLAND präsentiert in ihrem Beitrag zum Medizinalwesen neue Ergebnisse der Archivforschung, während D. KRAUSE-VILMAR die Schulpolitik in der Kontinuität der Bildungspolitik unter Landgraf Friedrich II. darstellt. J. WESTERBURG ordnet die höfische Repräsentation Jérômes in vorrevolutionäre monarchische Traditionen ein, wogegen G. FENNER in den städtebaulichen Konzepten Zukunftsweisendes erkennt. Neu und erheiternd ist die

Perspektive von H. Fischer auf die zeitgenössische humoristische Aufarbeitung von Jérômes Abgang aus Kassel.

Wie schon bei U. PLANERT geht es auch in den Beiträgen von G. B. Clemens (Beamte als Fürstendiener und Kollaborateure) und W. SPEITKAMP (Protest und Widerstand gegen die napoleonische „Fremdherrschaft“) vorrangig um die zeitgenössische wie spätere Einordnung des Königreich Westfalens als „Fremdherrschaft“. Diese Fragestellung zieht sich durch die meisten Beiträge dieses Bandes und stellt sein Charakteristikum im Vergleich mit den anderen zum Jubiläumsjahr herausgegebenen Sammelbänden dar. Erstaunlich ist, dass von mehreren Autoren der Begriff der Fremdherrschaft ausschließlich als ein Begriff der nationalistischen Geschichtsschreibung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angesehen wird, obwohl er in seiner lateinischen Form als Usurpation seit der Antike geläufig ist und weniger auf den Herrscherwechsel, als vielmehr auf die Herkunft und die Legitimation der neuen Herrschaft abstellt. Wie Jürgen Osterhammel in seinem jüngst erschienenen umfassenden Werk über das 19. Jh. (*Die Verwandlung der Welt*, S. 618) bemerkt, hat „Fremdherrschaft“ [...] eine andere Bedeutung, wenn sie das Verhältnis zwischen alten Nachbarn bestimmt, als wenn sie unerwartet durch einen Invasionssprung zustande kommt.“ So unterschieden auch Zeitgenossen durchaus zwischen der napoleonischen Herrschaftsübernahme in Deutschland und den typischen Herrscherwechseln in der Frühen Neuzeit. Und Osterhammels Feststellung zum Kolonialismus (S. 1299): „Diese Fremdherrschaft ist nicht per se verwerflicher als andere Arten der Fremdherrschaft, sondern verliert rasch ihre Legitimation, wenn die verheißenen Fortschritte ausbleiben oder sich die Lebenssituation der Beherrschten gar verschlechtert“ gilt gleichermaßen für die napoleonische Fremdherrschaft. Revolution und anschließendes Legitimationsdefizit der napoleonischen Modellstaaten bildeten nach 1815 mit den treffenden Worten von W. Burgdorf eben durchaus ein „Bewusstseinshindernis für die Deutschen“ und den „Abgrund, aus dem sich das 19. Jahrhundert erhob“ (S. 36). Auch J. Fleming bewertet in seinem Beitrag über die sich anschließende kurfürstliche Verfassungspolitik bis 1862 die napoleonische Ära als Fremdherrschaft, aus deren Errungenschaften sich jedoch der rückkehrende Kurfürst durchaus bediente und die ihm passenden Errungenschaften zu erhalten wusste, damit jedoch – könnte man ergänzen – nun auch seine eigene Legitimität unterminierte.

Erfreulich an dem Buch sind das Namensregister und die Abbildungen im Anhang, traurig dagegen die zahlreichen Schreibfehler, einige fehlerhafte Jahresangaben und das Fehlen eines Autorenverzeichnis'. Insgesamt gibt es jedem, der sich mit dem Königreich Westfalen näher beschäftigt, zahlreiche weiterführende Anregungen.

Kassel

Friedrich Frhr. Waitz von Eschen

Universitätsgeschichte

Margret LEMBERG / Bernd REIFENBERG (Hg.): *Die Universität Marburg im Königreich Westfalen* (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 130) Marburg 2007, 165 S., zahlr. Abb., € 10,00 (ISBN 978-3-8185-0451-9)

Der vorliegende Band nimmt sich der Hochschulpolitik des – künstlichen und kurzlebigen – Königreiches Westfalen an und legt dabei seinen Schwerpunkt, wie es der Titel schon sagt, auf die Universität Marburg.

Hier sollte eine Modernisierung durchgeführt werden, die sich nicht nur auf die Verwaltung, Gerichtsbarkeit und Finanzierung erstreckte, sondern auch die Schließung von Universitäten vorsah. Dabei konnten sich Marburg, Göttingen und Halle behaupten, während Rinteln und Helmstedt die Verlierer waren.

Marburg hätte dabei auch leicht auf der Strecke bleiben können, denn – wie Margret Lemberg deutlich macht – war die Ausstattung der Universität miserabel. Doch was kann eine gute

PR alles erreichen! Marburg blieb nicht nur Universitätsstandort, sondern wurde auch noch beträchtlich gefördert. Wie dieser Prozess ablief, wird durch den Beitrag der Herausgeberin sehr deutlich. Sowohl die politischen Entscheidungen, aber auch die verantwortlichen Persönlichkeiten werden hier gut dargestellt. In einem kurzen Nebensatz, aber daher nicht weniger wichtig, wird die Erweiterung des Lehrangebotes um lutherische und katholische Theologie erwähnt, eine Öffnung der Universität, von der Autorin benannt, um mehr Studenten nach Marburg zu locken.

Mit vielen Details werden die Aufstockungen der Gehälter, die Erweiterungen oder Neuerrichtungen von Gebäuden beschrieben, ebenso die Aufnahme bedeutender Wissenschaftler und – mit sehr viel Liebe – die Übernahme von umfangreichen und wertvollen Buchbeständen, die „andernorts“, etwa in Lucklum, Helmstadt oder Corvey „nicht mehr benötigt wurden“.

Die weiteren Beiträge nehmen das von Margret LEMBERG vorgegebene Thema auf und beleuchten interessante Teilaspekte der westfälischen Zeit. So etwa Gerhard AUMÜLLER und Kornelia GRUNDMANN mit der Übertragung der Anatomie aus Helmstedt durch Ernst Daniel August Bartels und Christian Heinrich Büniger, die nicht nur durch Ihre Exponate einen hohen Stellenwert hatten, sondern auch einen hohen Einfluss auf die Entwicklung der Medizin ausübten.

Bücher, genauer Fachbücher und Buchgeschenke, sind das Thema der Beiträge von Hans LEMBERG und Wolfgang KESSLER. Sich mit Russland in der Literatur zu beschäftigen, mag für den Autoren Hans LEMBERG sehr zutreffend sein. Dass die Werke über das russische Reich, ein Geschenk des Bruders von Napoleon an die Universität waren, hat eine gewisse Ironie haben. Wolfgang KESSLER zeigt mit großer Genauigkeit den spannenden Weg des Werkes „Historiae Panninico-Dacicae“ auf. Der Druck, so KESSLER, galt „bereits zeitgenössisch als Rarissimum“. Damit ist ein Spannungsbogen aufgebaut, der sehr gut bedient wird.

Die Franzosenzeit hat nicht nur in den hessischen Dialekten seinen Niederschlag gefunden, sondern sind mit ihr feste Bilder verbunden. Diese wurden, im wahrsten Sinne des Wortes, durch Satiren und Karikaturen während und nach der westfälischen Zeit geprägt. Mit Recht fragt Siegfried BECKER danach, ob hier nicht ein Medium weiter entwickelt wurde, das besonders im 20. Jahrhundert giftige Blüten treiben sollte.

Auch die letzten drei Autoren, Arbogast SCHMITT, Volker LEPPIN und Uwe BREDEHORN zeigen die „Wanderwege“ wichtiger Werke der Marburger Universitätsbibliothek auf. Von Helmstedt kam „Pietro Vettori und sein Kommentar zu Nikomaischen Ethik des Aristoteles“ wobei Schmitt den Schwerpunkt seiner Betrachtungen auf den Inhalt legt. Aus Rinteln kam der Baseler Druck von Luthers Ablassthesen, was an sich keine Sensation wäre, aber Volker LEPPIN gibt anhand weiterer Quellen Einblicke in die frühe Zeit der Reformation und auch in die ersten Überlegungen Luthers. Rinteln, das sind auch Friedrich Spee und mehr noch die *cautio criminalis*. Uwe BREDEHORN geht in seinem Beitrag noch einmal dem Autor und der Geschichte dieses wichtigen und mutigen Werkes nach.

Mit diesem schönen Sammelband wird nicht nur der positiven Geschichte der Universität Marburg gedacht, sondern auch der „Verlierer“: Rinteln und Helmstedt zeigen sich als Orte großer wissenschaftlicher Leistungen. Gleichzeitig ist es erfreulich, zu sehen, dass das Königreich Westfalen nicht nur in Kassel anwesend war und darüber hinaus auch positive Seiten hatte.

Die Symbole des Königreichs erfuhren ein anderes Schicksal. Eine Büste König Jérômes stand als Verehrung für den Förderer bis November 1813 in der Universitätsbibliothek, dann wurde sie, unter starkem Schutz, in das Haus des Proectors verbracht und steht heute im Wilhelmsbau des Landgrafenschlosses. Als einer der hessischen Regenten, aber weniger als Retter und Förderer der Universität Marburg.

Schwalmstadt-Hephata

Dirk Richhardt

Irmgard HORT / Peter REUTER (Hg.): Aus mageren und ertragreichen Jahren. Streifzug durch die Universitätsbibliothek Gießen und ihre Bestände (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen 58). Gießen: Universitätsbibliothek Gießen 2007, 375 S., zahlr. Abb. (ISBN 978-3-9808042-7-1)

Das Buch über die Bestände der Universitätsbibliothek reiht sich in eine Vielzahl von Publikationen zum 400. Gründungsjubiläum der Universität Gießen ein. Obwohl die Universitätsbibliothek im Zweiten Weltkrieg schwer getroffen wurde und einen Großteil der historischen Sammlungen verlor, kann sie immer noch über einen nennenswerten Bestand an historischen Drucken, Handschriften und sonstigen Sonderbeständen verweisen. Aber nicht nur die historisch überlieferten Zimelien werden in dem vorliegenden Buch abgehandelt, sondern auch moderne Entwicklungen und Erschließungsformen. Hier sind zu nennen ein Beitrag über die Ermittlung von Büchern, die in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft jüdischen Eigentümern unrechtmäßig entzogen wurden. Wie in anderen Universitätsbibliotheken auch sind durch die nationalsozialistische Enteignung jüdischer Vorbesitzer nur wenige Bücher in den Bestand gekommen. Die Leiterin des Universitätsarchivs Eva-Marie FELSCHOW stellt dessen Bestand vor. Auch das Bildarchiv von Universitätsarchiv und Universitätsbibliothek wird dem Leser vor Augen geführt. Weitere Artikel beschäftigen sich mit den Mäzenen der Bibliothek sowie den Gebäuden, in denen die Universitätsbibliothek in ihrer langen Geschichte beheimatet war.

Von besonderem Interesse sind die Beschreibungen des historischen Bestandes der Universitätsbibliothek. In der Vergangenheit hat sich die Universitätsbibliothek Gießen bei der Erschließung von Schulprogrammen bleibenden Verdienst erworben. Lothar KALOK behandelt diese Literaturgattung, die für viele Bereiche der historischen und kulturwissenschaftlichen Forschung von großer Bedeutung ist, fristen in vielen Bibliotheken ein Schattendasein, was weniger einer vermeintlich geringen Bedeutung als vielmehr ihrer schieren Zahl und ihrer komplizierten Katalogisierung geschuldet ist.

Das Buch beginnt mit einem Beitrag über die Gießener Sammlung von Tontafeln, Papyri und Ostraka. Die Papyrussammlung wurde schon vor einigen Jahren digitalisiert und kann im Internet eingesehen werden. Ausführlich wird die Sammlung mittelalterlicher Handschriften von Ulrich SEELBACH beschrieben. Herausragend sind die 221 Handschriften der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ in Butzbach. Selten ist in dieser Dichte eine spätmittelalterliche Bibliothek überliefert. Hervorzuheben ist auch die Zahl von 137 volkssprachigen Handschriften, die rund ein Drittel des Bestandes ausmachen und somit gegenüber dem Latein weit überrepräsentiert sind. Die von Bernd BADER vorgestellte Rara-Sammlung enthält seltene und wertvolle Drucke, wie sie in jeder älteren Sammlung vorzufinden sind. Eine weitere Sammlung wird von Klaus KRÖGER vorgestellt: Die Sammlung seltener alter juristischer Drucke, die mit der Bibliothek des 1989 verstorbenen Juristen Herbert Krüger in die Universitätsbibliothek gelangt sind. Weitere Aufsätze beschäftigen sich mit Stammbuch- und Autographensammlungen sowie einer Sammlung von Dokumenten Walter Benjamins. Schließlich wird in einem Beitrag von Irmgard Hort über die Geschichte des Promotionswesens bis zur Publikation von Online-Dissertationen die Brücke zu modernen Bibliotheksentwicklungen geschlagen.

In einer Zeitschrift zur hessischen Landesgeschichte mag der kritische Hinweis erlaubt sein, dass gerade die bedeutenden Sammlungen zur hessischen Landesgeschichte, von den historischen Drucken über die Briefsammlungen bedeutender Gelehrter, es genügt auf die Korrespondenz Christoph Friedrich Ayermanns hinzuweisen, bis zu einer kulturgeschichtlich so bedeutenden Handschrift wie dem Hausbuch des Johann Daniel Härtling nicht erwähnt werden. Diese Beobachtung mag sich aus der schlechten Erschließungssituation im Bereich der neuzeitlichen Handschriften erklären. Abgesehen von diesen Einwänden bietet das Buch einen konzisen Überblick zur Geschichte der Universitätsbibliothek und ihres Bestandes.

Andreas D. EBERT: Jüdische Hochschullehrer an preußischen Universitäten (1870-1924). Frankfurt am Main: Mabuse-Verlag 2008, 673 S., € 68. (ISBN 978-3-938304-52-5)

„Es scheint mir, daß dabei [bei der Nichtberufung auf einen ordentlichen Lehrstuhl] sein exquisit jüdisches Äußeres den Rivalen wesentlich half ... denn auf den deutschen Hochschulen herrscht ein stiller, aber tiefgehender antisemitischer Sinn.“ (S. 531). Mit diesen 1893 in einem Brief geäußerten Worten eines Bonner Professors an den Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium, Althoff, wird die Situation deutscher Juden an Universitäten des Kaiserreiches treffend beschrieben. Schon in der so genannten Breslauer-Enquête aus dem Jahr 1911 wurde festgehalten, dass jüdische Wissenschaftler an den Universitäten benachteiligt waren; insbesondere bei dem Aufstieg von einer Privatdozentur zu einem Ordinariat zeigte sich deren Zurücksetzung. Erst nach einer Taufe, die als *entrée billet* diente, konnte der erhoffte Professorenposten angestrebt werden, und so waren in den medizinischen und philosophischen Fakultäten 70% der Ordinarien getauft. Für die ungetauften, in die Rolle des Privatdozenten gezwungenen Juden stellten die Honorarprofessuren, Extraordinate oder Titularprofessuren einen formellen Karrierehöhepunkt dar. Letztendlich ermöglichte aber die Universitätsreform 1924, dass ein Teil der jüdischen Privatdozenten in nicht etatmäßige Professuren aufrücken konnte.

Obwohl jüdische Wissenschaftler schon längst zu den Säulen des Universitätsbetriebes gehörten, waren Angst vor Juden in Führungspositionen sowie jahrhundertelanger Neid, Hass und Verachtung auch in der Schicht der Akademiker verbreitet. Vor allem in der philosophischen Fakultät gestalteten sich die akademischen Wege problematischer als in der schon von jüdischen Studierenden bevorzugten medizinischen Fakultät, da in der philosophischen Disziplin ideologische Fragen in engem Zusammenhang zur deutschen Nationalidentität zum Tragen kamen. Unter den Juristen waren die Verhältnisse für Juden ebenfalls ungünstig, weil deren Kohärenz mit staatlichen Machtpositionen, insbesondere auf Verwaltungsebene zu deren Zurücksetzung führte. So fand sich nach EBERT am 1.1 1870 neben vielen getauften Juden nur ein einziger jüdischer Jurist, der Göttinger Extraordnarius Ferdinand Frensdorff, in den Verzeichnissen des Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheit, der 1873 Ordinarius in Göttingen wurde. Juden drängten auf Grund dieser akademischen Hürden in die industriell interessanten, expandierenden und gesellschaftlich gefragten Bereiche der Naturwissenschaften sowie freier Berufe. Die ab 1911 neu gegründeten Kaiser-Wilhelm Institute, die Forschung und Lehre verknüpften, profitierten ebenfalls von der Entwicklung.

Die hier von Andreas EBERT vorgelegte Studie bezieht sich auf einen Erlass des Ministers für geistliche Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, der eine Statistik über die Religion bzw. Konfession der Hochschullehrer aller Fakultäten für die Jahre 1870, 1880, 1885 und 1890 forderte. An den untersuchten Universitäten Berlin, Breslau und Königsberg gab es die meisten jüdischen Hochschullehrer, wie zum Beispiel in Breslau den herausragenden Historiker Heinrich Graetz, während in Göttingen, Greifswald, Halle, Kiel und Marburg, aber auch in Bonn jüdische Universitätslehrer ganz fehlten oder eher singular in Erscheinung traten. Dieses korrelierte mit der Tatsache, dass sich in Berlin, Breslau und Königsberg auch die größten jüdischen Gemeinden Preußens befanden, da Großstädte für deutsche Juden eine große Anziehung besaßen. Mit der Ballung von Juden in den Städten lässt sich auch die geringe Zahl von Katholiken an den preußischen Universitäten des Kaiserreichs erklären, da diese Religionsgruppe eher ländliche Gebiete als Lebensraum bevorzugte. Die katholischen Gelehrten, zudem durch den Kulturkampf in Preußen benachteiligt, standen daher den im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil überrepräsentierten Juden und der großen Mehrzahl von Protestanten an den Universitäten benachteiligt gegenüber.

Andreas EBERT legt mit seiner Analyse der preußischen Juden in medizinischen, philosophischen und juristischen Fakultäten in den Jahren von 1870 bis 1924 eine sehr genaue grundlegende Veröffentlichung vor, die für die Forschung unverzichtbar ist.

Herausgegangen aus seiner Doktorarbeit ist sie eine quantitative Untersuchung mit biografischen Skizzen und einer genauen Aufschlüsselung der Lehre mit Lehrveranstaltungen jüdischer Hochschullehrer. In den ersten beiden Kapiteln, in denen es um jüdische Hochschullehrer an preußischen Hochschulen von 1870 bis 1896 geht, lockern die sehr umfangreichen Biographien mit Photographien den Lesefluss auf, gleichen aber schnell einem biographischen Nachschlagewerk. An den Lebensläufen wird jedoch erkennbar, welchen Verlust der Nationalsozialismus den deutschen Hochschulen einbrachte. Ab dem 3. Kapitel, das die Lage an den Hochschulen von 1919 bis 1924 erläutert, verzichtet er auf diese biographischen Exkurse. Zur Bearbeitung dieser Jahre stützt sich Ebert auf Akten von denen nicht bekannt ist, warum und nach welchen Kriterien sie angelegt wurden. In den Jahren zwischen 1896 und 1919 bleibt auf Grund der Quellenlage eine Forschungslücke.

Das Schlusskapitel hat über 100 Seiten und bietet viele interessante Diskussionsansätze, die Ebert für weitere Forschungsvorhaben gut vorbereitet hat. Dennoch gleicht es einem Sammelurium und stellt einen Bruch mit den vorherigen homogenen Kapiteln dar. Viele Grundlagen werden hier geklärt, die auch schon zuvor von Interesse gewesen wären wie z.B. die Entwicklung der juristischen, medizinischen, philosophischen und theologischen Fakultät in den Jahren 1870 bis 1924 anhand der Hochschullehrerzahl.

Die Veröffentlichung, die im medizingeschichtlich orientierten Mabuse-Verlag erschien, offenbart, dass es sich bei dem Autor um einen Mediziner und um keinen Historiker handelt: Das Werk wimmelt von medizinischen Fachtermini, die jedoch nicht immer erläutert werden, so dass es für den medizinischen Laien schwierig wird, zu verfolgen, was die Aussage des Autors sein sollte. Dennoch bleibt festzuhalten: Wer sich mit diesem wichtigen Abschnitt jüdischer Geschichte und Hochschulhistorie im Kaiserreich und der Weimarer Republik beschäftigen möchte, dem sei diese umfangreiche und detaillierte Studie von 673 Seiten dringend ans Herz gelegt.

Kassel / Darmstadt

Simona Göbel

Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Konrad SCHNEIDER (Hg.): Gewerbe im Kronthal. Mineralwasser und Ziegel aus dem Taunus (Beiträge zur hessischen Wirtschaftsgeschichte Band 2). Darmstadt: Hessisches Wirtschaftsarchiv 2007, 112 S., 55 Abb., broschiert, 12,80 € (ISBN 978-3-9804506-7-6)

Regionale und lokale Technik- und Wirtschaftsgeschichte findet wachsendes Interesse und lässt sich in besonderer Weise im Team bearbeiten, um die erforderlichen technischen, naturkundlichen, sozialen und wirtschaftlichen Aspekte abzudecken. Hierfür ist der vorliegende Band ein gutes und gelungenes Beispiel, in dem die Geschichte der Mineralquellen, der Abfüllung von Mineralwasser, des Kur- und Badebetriebes und des Ziegeleigewerbes im Kronthal im Taunus nahe Kronberg in sechs Beiträgen erschlossen wird. Eingeleitet wird der Band durch einen gut verständlichen Beitrag von Thomas Ohlenschläger über die geologischen Grundlagen der Mineralwässer und der Tonvorkommen. Im anschließenden Aufsatz berichtet Fritz Schummer über die Nutzung der Kronthaler Quellen vom Neolithikum über die Kelten bis in die Römerzeit, wobei wieder deutlich wird, wie wenig wir trotz bedeutender archäologischer Funde über die Keltenkultur der Wetterau wissen. Etwas zu kurz kommt die Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit, während der umfassende und faktenreiche Beitrag von Konrad Schneider über den Brunnen- und Badebetrieb und der Aufsatz von Hanspeter Borsch über das Ziegeleigewerbe ihren Schwerpunkt im 19. und 20. Jh. haben. Abgerundet wird der Band durch eine Darstellung der historischen und die heutigen Quellfassungen durch von Thomas Ohlenschläger und des renaturierten Quellenparks durch Claus Harbers. Wie in vielen Darstellungen lokaler Technik- und Wirtschaftsgeschichte kommt leider auch hier der Vergleich mit ähnlich gearteten Standorten im näheren und weiteren

Umfeld des Untersuchungsgegenstandes etwas zu kurz. Jeder Beitrag dieses Bandes belegt und ergänzt seine Aussagen durch Anmerkungen. Ein Literaturverzeichnis rundet den wissenschaftlichen Apparat ab.

Erschienen ist der kleine Sammelband in der – neben den schon seit 1995 bestehenden „Schriften zur hessischen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte“ – jüngeren Schriftenreihe „Beiträge zur hessischen Wirtschaftsgeschichte“ des Hessischen Wirtschaftsarchiv in Darmstadt, die seit 2007 herausgegeben wird und mittlerweile sechs Titel umfasst. Das Hessische Wirtschaftsarchiv wurde 1992 als regionales Wirtschaftsarchiv von den hessischen Industrie- und Handelskammern gegründet und wird vom Land Hessen unterstützt. Seine Aufgabe besteht in der Archivierung und Auswertung der historischen Aktenbestände von Industrie- und Handelskammern, anderen Verbänden und Unternehmen, der Beratung von Unternehmen beim Aufbau von Firmenarchiven und in der Erforschung der hessischen Wirtschaftsgeschichte.

Kassel

Friedrich Frhr. Waitz von Eschen

Günter HINZE: 400 Jahre Braunkohlenbergbau am Hirschberg. Kassel: Zeche Hirschberg GmbH 2008, 326 S., 144 Abbildungen und Tabellen. 29,00€ (ISBN 978-3-00-026225-8). Zu beziehen über Zeche Hirschberg GmbH, Theaterstraße 1, 34117 Kassel, Deutschland. Tel.: 0561/707980; Fax: 0561/70798-44, E-Mail: info@waitzvoneschen.de

Am, um den und im Hirschberg, einem erloschenen Vulkan mit 643 m+NN, ca. 6 km nordöstlich von Hessisch Lichtenau, wurde 400 Jahre lang Bergbau betrieben. Die Lagerstätte gehört zu den Braunkohlenvorkommen der niederhessischen Tertiärsenke, die nördlich von Marburg beginnt und über Kassel hinaus bis in den Reinhardswald reicht. Sie entstand im Tertiär und ist der Erosion durch die schützende Basaltüberlagerung entgangen. Der wechselvollen Geschichte des Bergbaus ist Günter Hinze nachgegangen und legt mit diesem Buch seine Arbeitsergebnisse vor. Günter Hinze (Jahrgang 1935) hat nach Abschluss seines Diploms an der TU Aachen 1961 als Betriebsingenieur an der Zeche Hirschberg begonnen und sich im Laufe seines Berufslebens in seinen Positionen als Betriebsleiter und Geschäftsführer der von Waitzischen Industriegesellschaft mbH mit allen technischen und kaufmännischen Fragen vertraut gemacht. Für sein Engagement spricht seine Promotion zum Dr.-Ing. aus der betrieblichen Praxis heraus im Alter von 51 Jahren ebenfalls an der TU Aachen. 1998 beendete er seine Tätigkeit für die Zeche Hirschberg. Aus dem Buch spricht auch eine über den beruflichen Alltag hinaus gehende Freude an der Geschichte des Bergbaus.

Das Buch ist als Hardcover erschienen und liebevoll ausgestattet. Vor- und Nachsatzabbildungen zeigen eine aktuelle und historische Lagekarte; eine Fülle von Kartenausschnitten, Abbildungen und Tabellen machen den Stoff anschaulich, Zusammenstellungen befinden sich in einem Anlagenteil, und zwei Lesebändchen erleichtern den Gebrauch des Buches. Ein Verzeichnis der Abbildungen und Tabellen, Literatur- und Quellenangaben und ein Sach- und Namensregister runden das Werk ab.

Der Inhalt gliedert sich in 15 Kapitel. Die ersten 9 Kapitel beschäftigen sich auf rd. 125 Seiten mit der geschichtlichen Entwicklung: Die Geschichte des Bergrechts und die Eigentümer der Hirschberger Grubenfelder und Technik und Betrieb der Braunkohlengruben vom 16. bis ins frühe 20. Jahrhundert werden geschildert. Die wirtschaftliche Nutzung der Bodenschätze begann mit der Alaungewinnung, der Holzmangel im 17. Jh. führte dann zum Braunkohlenabbau. Sehr anschaulich wird geschildert, wie der Bau der Bahn den Absatz verbesserte und die Elektrifizierung mit dem Bau eines Kraftwerkes 1907 Einzug hielt.

Die anschließenden Kapitel beschäftigen sich mit der Entwicklung des Braunkohlenbergbaus im 20. und 21. Jahrhundert. Die Jahre sind geprägt von der Verbesserung der technischen Ausstattung und der Optimierung der Betriebsabläufe. Weiterhin werden die Probleme beim Absatz und die Versuche zur Absatzförderung beschreiben. Auf Abnehmer

wie die Tonwerke in Großalmerode, die Munitionsfabrik in Hirschhagen, die Kraftwerke in Kassel-Niederzwehren und in Borken wird mit entsprechender Aufbereitung der Kohle reagiert. Die Konkurrenz des Heizöls in den 60er Jahren und die Gesetzgebung zum Umweltschutz in den 70er Jahren erschweren den Absatz und bringen ihn schließlich 1972 zum Erliegen. Es ist der Schwefelanteil der Braunkohle, der zunächst technisch in den Kraftwerken nicht beherrschbar ist. Die verschärften Deponievorschriften verhindern die Verwendung der ehemaligen Tagebaue als Deponien. Der Tonbedarf für Sohlen- und Oberflächenabdichtungen in den Deponien neuen Typs kann aus dem tonigen Hangenden der Gruben gedeckt werden. Steigende Preise der Primärenergien und eine neue Technik in den Kraftwerken, die Wirbelschichtfeuerung, machten Mitte der 70er Jahre den Abbau wieder interessant. Bis zum Jahre 2003 wird am Hirschberg erneut Braunkohle im Tage- und Tiefbau gefördert. Durch Gleislos-technik gelingt es die Fördermenge deutlich zu steigern. Insgesamt wurden in der Zeche Hirschberg, Grube Hoffnung und Zeche Marie am Hirschberg zwischen 1610 und 2003 im Tiefbau 17 Mio. t (Tonnen) und im Tagbau 22 Mio. t Braunkohle abgebaut. Zusätzlich wurden 0,1 Mio. t Farberde und 0,8 Mio. t Ton gefördert.

Neben den technisch / ökonomischen Aspekten werden auch die Auswirkungen der Umweltgesetzgebung auf die Planung und Rekultivierung der Tagebaue geschildert. Die Bergämter stellten Anfang der 70er Jahre von Jahresbetriebsplänen auf Rahmenbetriebspläne um, in denen Betriebsabschnitte bis zur Rekultivierung und die Rekultivierungsplanung enthalten sein mussten. Ein Rekultivierungsausschuss begleitete die „aktive Landschaftsgestaltung“.

Das Buch ist für unterschiedliche Lesergruppen interessant. Zum einen ist es der technikgeschichtlich interessierte Montanfachmann, der eine Fülle von Hinweisen und Details zur Technik und dem Betrieb von Braunkohlebergwerken in den letzten 400 Jahren bekommt. Weiterhin gibt das Buch dem Landschaftsplaner wertvolle Hinweise zur Rekultivierung von Tagebauten und Abraumhalden. Dem Forscher und interessierten Laien bringt es ein Stück Wirtschafts- und Technikgeschichte der Region näher. Es ist erfreulich, dass die Familie von Waitz, in deren Unternehmensgeschichte der Bergbau am Hirschberg 200 Jahre lang eine wichtige Rolle hatte, dieses Werk ermöglichte.

Kassel

Frank Tönsmann